

# Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südoftens

14. Jahrgang

November 1937

Nummer 11

## Gerhart Hauptmann

Gedanken zum 75. Geburtstag des Dichters

Der fünfundsiebzigste Geburtstag eines Menschen, und eines Dichters insbesondere, gibt wohl Anlaß, rückschauend Aufbruch und Anstieg, Weg und Haltung eines Lebens zu betrachten, und der schon fast historische Abstand vermag einem Urteil Recht und Grundlage zu geben, die dasjenige nicht aufweisen kann, das aus dem unmittelbaren Erlebnis gefällt wurde.

Das äußere Leben des Dichters, von der Stunde der Geburt bis zu seinem Aufenthalt in Eckner, vollzieht sich in einer nicht sonderlich bedeutsamen Gesetzmäßigkeit. Der am 15. November 1862 als Sohn des Gasthofbesitzers Robert Hauptmann in Ober Salzbrunn Geborene besucht die Dorfschule seines Heimatortes und mit zwölf Jahren dann in Breslau die städtische Realschule, mit der er freilich bald in eine Reihe von Auseinandersetzungen gerät. Dann kann er sich, Ostern 1878, von ihrem Zwang befreien, als sein Vater nach dem Verkauf des Hotels Breslau verläßt. Er kommt aufs Land, begleitet von dem Wunsche des Vaters, ihn Landwirt werden zu lassen. Das städtische Leben und der aufgärende Schaffensdrang zu künstlerischer Leistung führt ihn nach Breslau zurück, wo er auf der Akademie mit bildhauerischen Arbeiten beginnt. Und dann ist er, bald wieder fortgetrieben von dieser Arbeit, in Jena und hört die Kollegs von Haeckel und Eucken, versucht dieses und jenes, ohne eine Aufgabe überzeugend anzupacken, nimmt wieder Meißel und Holzhammer zur Hand, vertauscht bald darauf diese Tätigkeit mit der Rolle des Schauspielers und kommt schließlich, verheiratet, nach Eckner, wo er sich ganz dem Literarischen „verschreibt“. Diese Entwicklung ist nichts Besonderes, und die Entfaltung der Persönlichkeit ist zum geringsten Teil aus dem Verlauf der äußeren Lebenserscheinungen und Umstände zu erklären; denn auch seine Schwester Johanna Lotte Hauptmann sagt von ihrem um sieben Jahre jüngeren Bruder, daß „Gerhart immerhin ein sensibles Kind, in seiner stillen schüchternen Art von vielen Menschen geliebt“ blieb.

So einfach dieses Geschehen seinen Lauf nahm, desto interessanter und widerspruchsvoller ist sein inneres Leben, ist seine Leistung. Naturalismus und Romantik scheinen in mannigfacher Stärke in lebhaftem Wechsel sich in der Vorherrschaft abzulösen, wenn freilich in jedem der Autor irgendwie von seiner eigenen Stellung abzurücken scheint, sich entweder übersteigert oder wieder auf seinen vorherigen Standpunkt zurückzieht. Die lyrischen Empfindungen mischen sich mit den Eindrücken philosophischen Studiums, er führt wohl das von Kleist begonnene Werk einer Durchblutung der dramatischen Schöpfung und des Einbeziehens des frischen, pochenden Herzschlages in die bisher rein aus dem Geistigen bestimmte Handlung fort, aber er selbst steht tief in naturgesetzlichen Gedankengängen, die freilich oft und sehr von der ihm von Haus aus angeborenen Sehnsucht nach Stille und Heimlichkeit überdeckt sind. Ja, er erkennt die Bestrebungen, die Gärungen und die Triebkräfte der damaligen Zeit und gibt ihnen in den „Webern“ packenden Ausdruck, aber er fand in dem Aufblenden auf das Leben des Volkes nicht den Strahl, der die äußeren Dinge und Wesen durchdringt und erhellt, wie er ja auch trotz der überzeugenden Sprache und dem uns so stark in die Auseinandersetzung einbeziehenden Tun seiner Helden, der Anteilnahme und dem Mitleid, das er in uns erweckt, im Persönlichen zurückgezogen verblieb und nicht Anschluß fand an die Forderung der Zeit, die er selbst proklamiert hatte: Verbundenheit mit dem ganzen Volk, Verbindung zwischen Schicksal und Volk.

Trotz der Einwände, die spätere Arbeiten herausfordern, und trotz mancher Gedanken, die nicht überzeugend gesagt, gewiß nicht bis ins Letzte zu Ende gedacht sind: fest steht die gewaltige Leistung des Dichters in dem schlesischen Weberdrama, das nicht nur nach den Angriffen auf den 1889 aufgeführten „Sonnenaufgang“ dem in den dreißiger Jahren stehenden Autor Aufmerksamkeit und Anerkennung einbrachte, sondern eine neue Epoche dramatischer Leistung begann. Das Hineinführen einer Summe von Handelnden an Stelle des einen Helden, einer Zahl von Menschen, die freilich Masse bleiben und nicht Volk wurden, war etwas Neues, und zugleich begann auch mit diesem neuen Akteur der Bühne die politisch-sittliche Auseinandersetzung mit den Gedanken der Zeit, die aus den engen Mauern von Bürgertum und alter Gesellschaftsideologie einerseits und der Sehnsucht nach einer festen Geschlossenheit des Ganzen den Ausweg suchte. In einer Zeit, die sichtbar äußeren Erfolgen vor innerem Gleichklang den Vorzug gab — in jener Zeit, die in einem gewaltigen Vorwärtsdrängen im äußeren Leben die Forderungen innerer Notwendigkeiten übersah, kam Hauptmann und stellte seine Menschen auf die Bühne, die in allem tragischen Geschick, dem sie erliegen müssen, die Wahrhaftigkeit und den Glauben für sich haben und den tätigen Einsatz für eine Idee. Die Frage nach dem Kommenden, die in so vielen Worten ausgesprochen, in so vielen Handlungen nur angedeutet ist, findet oft nicht die positive Beantwortung, aber sie gewinnt für eine damalige Zeit an sich schon Bedeutung in ihrem Ergebnis, daß erst dann eine Masse Volk ist, wenn der Führer da ist. Denn diese beiden Dinge fordern sich

gegenseitig: Führung und Folgschaft, ohne das eine kann das andere nicht sein. In dem „*Florian Geyer*“, diesem Kämpfer, der die Fahnen der rebellierenden Bauern trägt, gewinnt dieser Gedanke Gestalt. Sein Untergang ist gleichzeitig das glühende Fanal nach dem Manne, der aus dem inneren Zwang seines eigenen Lebens und der Erkenntnis völkischen Schicksals gegen eigensüchtige Massenforderungen wie eigene Hemmungen nur das für das Volk Notwendige zur Richtschnur seines Handelns bestimmt.

Hauptmann hat aus seinem zur Romantik ebenso hinneigenden Wesen ebenfalls manchen schönen Ausdruck gefunden. Er sieht die Strömungen der Zeit aus seiner kritischen Stellung zu den Ereignissen, er sucht aber auch nach den Größenverhältnissen, die zwischen Mensch und Natur aufgerichtet sind. Und er versucht im „*Emanuel Quint*“ die Auseinandersetzung im Religiösen, die er im Menschlichen und Politischen schon in seinen Dramen begonnen hatte. Aber ihm liegt es weit mehr, die Dinge in ihrer Fragestellung aufzuzeigen, als sie in ihrer notwendigen Entwicklung zu zeigen oder gar die mutmaßliche Lösung erkennen zu lassen. Die klare Entscheidung wird vermieden, und nicht zuletzt erklärt sich dies aus dem Zwiespalt seiner Person, die oft eine Frage aufwarf und ihre Berechtigung alsbald wieder dahingestellt sein ließ.

Wenn wir aber hier in manchen Worten etwas zu sagen scheinen, das wie eine Einschränkung gelten könnte, so ist das nicht darausher gesprochen, sondern nur, um aufzuzeigen, wie sehr dieser Mensch und Dichter mit der Zwiespältigkeit seines Ichs ringen mußte und wie stark er in allem für seine Gedanken und Ideen, die doch mit weiten Schritten seiner Zeit vorauseilten, einen bedeutenden und gewaltigen Ausdruck gefunden hat. Auch in seinem „*Narren in Christo*“ atmet man soviel des Geruches, der aus einer Vorfrühlingslandschaft aufdampft, Hoffnungen aus der Verteidigung des Rechtes eines Volkes mischen sich mit anarchischem und utopischem Wirrwarr in diesem „*schlesischen Wiedertäufer*“ — aber es liegt auch viel von diesem Geist der „*Weber*“ und des „*Florian Geyer*“ in jenem Apostel. „Hier liegt wieder ein Werk Hauptmanns vor uns, dessen hoher Wert nicht mehr durch mancherlei Unzulängliches, sondern durch den Reichtum großer Vorzüge uns zum Bewußtsein kommt. Der tiefe und breite Strom des Lebens, die Schärfe der Zeichnung, die Sicherheit der Schicksalsführung mit ihrem Aufklingen unterirdischer Mächte stellt den Roman zu den besten Werken des Dichters.“ So spricht Hermann St e h r.

Es ist viel über Gerhart Hauptmann gesagt und geschrieben worden, die Stimmen der Freundschaft waren ebenso laut wie die der Gegner, die manches aussetzen, manches vorzuwerfen fanden. Müßig wäre es darum, den vielfachen Äußerungen ein mehr oder minder seinem Schaffen gerecht werdendes Urteil beizufügen. Diese Blätter und Zeilen sollen eine Würdigung mehr sein unter denen, die dem greisen Dichter, dessen junges Herz seine Freunde rühmen, in diesen Tagen und Wochen gewidmet werden.

Gerhart Hauptmann, der nicht nur durch seine dramatische Leistung an sich, sondern sein dichterisches Schaffen überhaupt, Schlesien in überzeugender Art

in die zeitgenössische Literatur einführte, blieb neben Hermann Stehr der markanteste Erzähler schlesischer Eigentümlichkeiten, dessen dauernder Einfluß sich in manchen seiner Nachfahren zeigt. Er hat Wesen und Welt unseres Landes in seine Dichtungen hineingeführt, hat durch die Macht und Kraft seines Wortes, schließlich auch schlesischer Mundart, zu einer Anerkennung und Beachtung verholfen, die wir heute leicht vergessen.

Mögen wir an manchem etwas auszusetzen finden, was der Dichter aus seinem reichen Innern eruptiv ans Licht brachte, mögen wir auch manchmal mit Bedauern eine Richtung gesehen haben, die sich von uns zu entfernen schien, wir werden nicht Mut und Sprache, werden nicht die Dokumente inneren Ringens vergessen können, die uns Hauptmann in diesen Arbeiten seines früheren dichterischen Schaffens gab. Wie der in äußeren Erfolgen schließlich weniger glückliche Ostpreuße Sudermann hat er eine Wendung im Dramatischen herbeigeführt, die, wenn wir es von unserem heutigen Standpunkt aus ansehen, doch der Beginn einer neuen Epoche war, die der Gegenwart in manchem den Weg bereitete.

Wenn ein Mensch seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag feiert, so gehen wir zu ihm und wünschen ihm Glück und die Feier eines ruhigen Tages. Dem Dichter, dessen Lebensweg dreiviertel Jahrhundert umfaßt, geben wir das Verständnis und Verstehen, Dankbarkeit und Anerkennung für seine Leistung zu seinem Feiertage, geben wir in allen Worten, die wir über ihn und sein Werk sagen und schreiben, nicht nur ein mühsam dem Vergessen entrissenes Erinnerungsblatt, sondern ein lebendiges Bejahen zu dem Werk, das ihn und uns groß machte.

Denn in diesem Gedenken liegt der Wunsch nach dem inneren Fest der Seele, der stillen Feier einer einsamen Stunde inbegriffen.

Egon H. Rakette

\*

# Landschaftsgestaltung durch die Reichsautobahn

Don Curt Schumm

Als man begann, die ersten Vorarbeiten für den Bau der Reichsautobahnen zu leisten, abzustrecken, abzutragen und aufzuschütten, kurzum, als die ersten Loren Boden verschoben wurden, ist manchem Naturfreund und manchem abseits vom rasch gehenden Leben stehenden Sinnlicher die Befürchtung gekommen: Dieser breite, fast gradlinige Streifen wird das Landschaftsbild zerstören, vielleicht dort, wo es schön ist, verschandeln. — Aber es ist ganz anders gekommen, wie jetzt schon, nach einjährigem Bestehen der Linie Breslau—Freibau, auch in Schlesien die Tatsachen beweisen.

Schon der Gegensatz zwischen dem Gestaltungswillen einst und jetzt ließ das bei der Anlage erkennen. Denn jedem kleinen Hügel vom Fuß über den Gipfel folgend, jede Biegung einer Talfurche auslaufend, so gingen die Verkehrswege der Vergangenheit durch das Land, oft nur wenig, manchmal gar nicht befestigt. Und erst seit dem friderizianischen Zeitalter konnte man von einer planmäßigen Herrichtung der Verkehrsstraßen in Schlesien sprechen. Man kann nicht sagen, daß eine solche alte Straße im Landschaftsbilde störend gewirkt hätte; im Gegenteil, sie war meist malerisch, sehr zum Unbehagen der sie benutzenden Reisenden. Als dann die Landstraßen im Sinne der Vorgeneration gezogen wurden, die schon eigenwilliger ihre Wege gingen, als breite Fahrdämme weiß durch die Ackerfluren schnitten und in Paradeaufstellung die Obstbäume zu beiden Seiten der Blanketts antraten, da war eine solche Straße in der Kulturlandschaft unserer fruchtbaren Provinz etwas Unorganisches, oft auch Langweiliges geworden. Nur dort, wo Wald mildernd eingriff oder weite Sichten von erhöhten Stellen sich erschlossen, verlor auch die „Chaussee“ ihre Eigenart, fremd in der Gegend zu wirken. — Nur selten hat sich der Wille gezeigt, Landstraße und Gegend zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen. Sie blieb ein Schnitt des Verkehrs im teppichbunten Ackerfeld; keine mit künstlerischem Sinn in die Gegend hineingestellte Baumgruppe wurde zum Mittler zwischen der Furche des bestellten Landes und den Gräben an den Straßenrändern. Wo nicht die Natur sich half, war die „Chaussee“ ein Zweckgebilde ohne Verbindung mit der Landschaft. Darum haben wir auch trotz der großen Steigerung bildlicher Darstellungen (hauptsächlich durch die Photographie), abgesehen von einigen Gebirgsmotiven, nur wenige künstlerische Bildwiedergaben dieser Art.

Nun durchzieht die Reichsautobahn bereits weite Strecken Deutschlands. Zielsicher geht sie ihren Weg. Ein Ausdruck der aufgabebewußten und willensstarken Zeit ist sie geworden. Nicht sie weicht aus, sondern sie setzt sich durch. Über und unter ihr ziehen die alten Wege, unbekümmert um das Tempo, das auf der Reichsautobahn aufgelegt wird, weiter ihr Spinnwebennetz durch das Land, so wie es der örtliche und nachbarliche Verkehr verlangt.

Souverän sucht die Reichsautobahn ihr viel ferner gestecktes Ziel, von uns aus — zunächst — des Reiches Mitte.

Wer diese Grundzüge des gigantischen, neuen Werkes kennt, wird meinen, die Reichsautobahn müsse nun auch unorganisch im Landschaftsbilde erscheinen. Und doch — tut sie das nicht! Vielmehr wirkt ihre unabhängige Selbständigkeit als etwas absolut Neues, Menschenwille und -geist kündendes, so daß hier die Unterordnung der Landschaft unter des Menschen Werk deutlich wird. Nicht gegeneinander stehen die Eindrücke, sondern nebeneinander, und der Arbeitserfolg spricht ebenso aus dem Rhythmus der ländlichen Flureinteilung wie aus dem der dreibändrigen Autobahnlinie, welche das Land durchzieht. Nach bestimmten Grundsätzen entstanden die Anlagen des neuen Werkes. Die stärkste Steigung, die engste Kurve waren von vornherein zahlenmäßig festgelegt, und wo das Gelände andere Voraussetzungen bot, da schuf man Einschnitte, schüttete auf, verlegte Wasserläufe und örtliche Verbindungswege, schuf Unter- und Überführungen. Und so geht nun die Strecke fast gradlinig auf weiten Entfernungen; und nur im Gesamtbilde der Landkarte zeigt sich, daß auch ihre Zieltreue Rücksicht nimmt auf die großen Siedlungen der Menschen, die Städte, die als Umschlaghäfen des Waren- und Personenverkehrs, ja sogar im Flugdienst, eine gewichtige Rolle spielen. Um die Anlage der Reichsautobahn ganz zu verstehen, muß man sie nicht nur im 100-Kilometer-Tempo befahren, das allerdings ihre vorbildliche technische Eignung für große Geschwindigkeit erweist, sondern man muß sie während des Baues begangen, man muß auf den Brücken der Hügelkronen gestanden haben, unter welchen die tiefen Einschnitte und der Weg in die weite ferne sichtbar sind, vor allen Dingen aber muß auf etwas gegenwärtig noch ganz Unscheinbares geachtet worden sein: die Baum-, Busch- und Heckenpflanzungen, welche sich längs des Weges aneinanderreihen, und man muß beobachtet haben (mit dem inneren Blick für das endgültige Aussehen des Baumschmuckes im Landschaftsbilde nach Heranwachsen), wie später alle diese Verkleidungen der Linie zum inneren Wesen des Landes stehen werden, welches die Strecke durchheilt; wie selbst die historischen Stätten, bestimmte Fernblicke oder bedeutungsvolle Gebäude ihre Betonung, ihre Heraushebung aus dem Ganzen erfahren, so daß auch ohne Reisehandbuch der Anblick schon belehrt über den Landstrich, den der Motor im Gleichakte ausmißt... Wenn ein paar Jahrzehnte vergangen sein werden, ist keine helle, mehrbändige Linie mehr ein großer Sprung übers Land, sondern ein zeitweilig in Schatten getauchtes, von blühenden Büschen begleitetes, immer Abwechslung bietendes Band, das verbindet, wo früher die Entfernung beherrschend war. Was dort an den Autobahnstrecken blühen und wachsen wird, das ist echt deutsch und bodenständig. Wenn auch Fliederbüsche mit ihren duftenden Dolden erfreuen werden, so ist doch dem deutschen Waldbaum und -strauch der erste Platz eingeräumt worden, und zwar jeweils nach dem Untergrunde und dem Grundwasserstande des Bodens. In feuchtem Gelände wird die Eiche und Weide begleiten, in sandigen Gegenden und auf den Kuppen alter Moränenzüge mit kiesigem Untergrunde die Kiefer und der Wacholder. Die schlanke Birke wird ihre weißen Stämme vor kleinen Aufforstungen zur Schau tragen, und viele,

viele Linden werden die Bienen umsummen. Das Wild aber und die Vogelwelt werden in den Früchten der wilden Obstbäume und Beerensträucher ihre Nahrung und nun zu beiden Seiten des modernsten Verkehrsmittels Schutz zum Nestbau finden, der in der immer kahler werdenden Ackersteppe mehr und mehr behindert wurde. Die Autobahn sucht ihr Ziel unbeirrt, aber sie gibt der Natur ihr Recht, wo sie nur irgend kann, und sucht ihr verlorene Posten zurückzugewinnen. Die Erkenntnis des biologischen Zusammenhanges findet in dem großartigen Werk zum erstenmal deutlich sichtbaren Ausdruck. So schafft die Baum- und Heckenbepflanzung der Reichsautobahn einen Ausgleich wiederum gegenüber der erhöhten Landes- und Bodenkultur, die durch die Erzeugungsschlacht innerhalb des Vierjahresplanes erfolgen muß.

Wenn mit weitausladenden Ästen die Bäume die Fahrbahn beschatten und das Band des Buschwerks den Grünstreifen zwischen den beiden Straßenhälften so ausfüllen wird, daß es auch einen Lichtschutz gegenüber den entgegeneilenden Scheinwerfern bildet, wenn die hohen Böschungen vor den Brücken sich mit Laubwerk bekleidet haben werden, dann wird oft wie durch hohe Tore der Fahrer aus einem der Einschnitte hinausgleiten und weite Sicht finden, die den Zug der blauen Berge im Süden oder die vieltürmigen Städte, die zahlreichen kirchturmübertragten Dörfer zwischen reisenden Feldern ebenso wie die geschichtlich berühmten Schlachtfelder unserer Gegend erfaßt, ebenso wie das ländliche Leben, das beiderseits der Straße mit weidendem Vieh, einfahrenden Wagen, ziehendem Pflug weiter seine Bahnen geht wie stets zuvor. Die vielen Baumgruppen werden als Kulissen wirken und durch ihre Unterbrechung des Einförmigen doch auch wieder alle Einzeleindrücke zu einem Ganzen zusammenschließen, wie es bei einem hohen Tempo bisher nicht möglich war. Technik und Gartenbaukunst haben zusammengewirkt zu einer harmonischen Landschaftsgestaltung, von der gerade zur Einförmigkeit neigende Gegenden den größten Wandel erfahren werden. Ganz abgesehen von unserer eigenen Gegend, die des Schönen und Wechselvollen immer noch verhältnismäßig viel bietet, denke man nur an weite Heidestrecken, unlandähnliche Niederungen der Industriestädte, baumlose Rübenfelder, von welchen auch der letzte Wildrosenbusch des Ertrages wegen entfernt worden war (oder weil man ihn als dem Auge „störend“, als „unordentlich“ empfand). Sie werden nun durch die Autostraße doch wieder ein Stück Natur an Stelle einer tischgleichen Fläche, und man wird ermessen, daß die Reichsautobahn anders als die Eisenbahnschienenwege, anders als die alte „Chaussee“ das Landschaftsbild, und zwar im günstigen Sinne, beeinflusst. Dazu kommen die vielen Hinweise durch beschriftete Tafeln, welche die einzelnen Landschaftsabschnitte, die Flüsse oder Städte bezeichnen, und nicht zuletzt vielleicht die Ausführung einer Idee, welche kürzlich zur Debatte gestellt wurde, nämlich an ganz besonders herauszuhebenden Orten künstlerische Standbilder zu errichten, welche symbolisch die Bedeutung des jeweiligen Landstriches hervorheben.

Im Liegnitzer Kreis zum Beispiel findet man schon den Beweis dafür. Steht man etwa auf dem Willmannsdorfer Hochberg und schaut auf das Land

hinaus, so meint man auf eine tafelige Ebene hinauszusehen, und auch der Zug der bisherigen Landstraßen gab trotz ihres bescheidenen Auf und Ab kaum den Eindruck eines hügligen Geländes, das durch die braune Schattierung der Landkarte auf dem Papier nachgewiesen wurde. Anders aber, wenn man schon bei dem tiefen Einschnitt der Reichsautobahn etwa bei Rothkirch auf der Überführungsbrücke steht. Es ist hier eben von der Reichsautobahn der Landkreis Liegnitz erreicht worden, um in rund 30 Kilometer Länge in Richtung nach Breslau durchlaufen zu werden. Daß rechts gegen Süden die Senkung der Hochfläche gegen das Tal der Katzbach beginnt und daß erst 1 Kilometer weiter drüben die Talhänge wieder ansteigen, ist aus der Karte zu ersehen; suchen doch hier die Gebirgsflüsse Katzbach und Wütende Neiße ihren Weg. Daß aber geradeaus gegen Osten nicht nur das Gelände zu der Höhe von Wahlstatt ansteigt, sondern mehrere Schwünge dazu braucht, das hat sich im Grün der Ackerflur meist dem Auge verborgen. Erreicht man unterhalb der Katzbachüberquerung bei Schmochwitz dann die Landstraßenbrücke über die Reichsautobahn bei Scheibsdorf, so kann man beobachten, welchen Rhythmus der Schwung der energischen und doch flachen Linkskurve in das Landschaftsbild trägt. Hier stehen an den Rändern des Bachsystems, das von der Hochkirch-Großjännowitzer Hochfläche niedersteigt, noch eine Reihe alter Bäume, wie Pappeln, Weiden, Eschen und Linden, und bilden schon jetzt jene Baumkulissen, die das Merkmal der Reichsautobahn in kommender Zeit auch in dem Gelände sind, das heute baumlos und strauchentblößt sich weithin ausbreitet.

Bildet das Blau des Himmels oder eine lebhaft Wolkenfärbung in einem solchen Geländeabschnitt den Raum zu der Bodenfläche mit dem Firmament, so sieht man heute schon Landschaftsbilder von einer ganz eigenartigen und bisher noch nicht beobachteten Wirkung. Ganz besonders augenfällig aber wird die Raumgestaltung auch innerhalb der Ackerflur, wenn man seitlich eine der Höhen ersteigt, durch welche Einschnitte hinter dem Autobahnhof Liegnitz bei Neudorf hindurchführen. Hier kann man sehen, wie die Strecke in zwei Sprüngen hinübersetzt über die Wahlstätter Höhe und so gewissermaßen das Land erst durch Modellierung in seiner eigentlichen Oberflächenform erscheinen läßt, die sich unter den angebauten Feldern verbarg. Oben, kurz ehe die Wahlstätter Höhe erreicht wird, dort wo ein Kiefernwäldchen schon einigen Schatten unmittelbar an der Bahnstrecke spendet, kann man erkennen, wie dafür gesorgt worden ist, daß auch das Landschaftliche nicht nur in Geltung bleibt, sondern sogar herausgestellt wird. Eine kurze Abstellbahn, wie eine Weiche, ist seitlich eingebaut. Dort werden die Kraftwagen später halten und parken können. Unter den herangewachsenen Bäumen im Schatten werden sie stehen, während die Insassen hinaufsteigen zu den Kiefern. Weit kann der Blick ins Land schweifen zu den Bergen, zur Schwingung der Reichsautobahn in die ferne, zur nahen Stadt mit ihren vielen Türmen und auf das ganze Liegnitzer Land, das durch die großen historischen Ereignisse der Vergangenheit zum Schicksalsboden geworden ist, und jenseits gegen Osten und Nordosten zur Oder mit ihren Leubuser Nebenhängen und schließlich zum Zobten, der die Bergkulisse Breslaus bildet.



Klosterkirche Wahlstatt

Vorbei an den Kunstdenkmälern der Heimat zieht sich das Band der Reichsautobahn

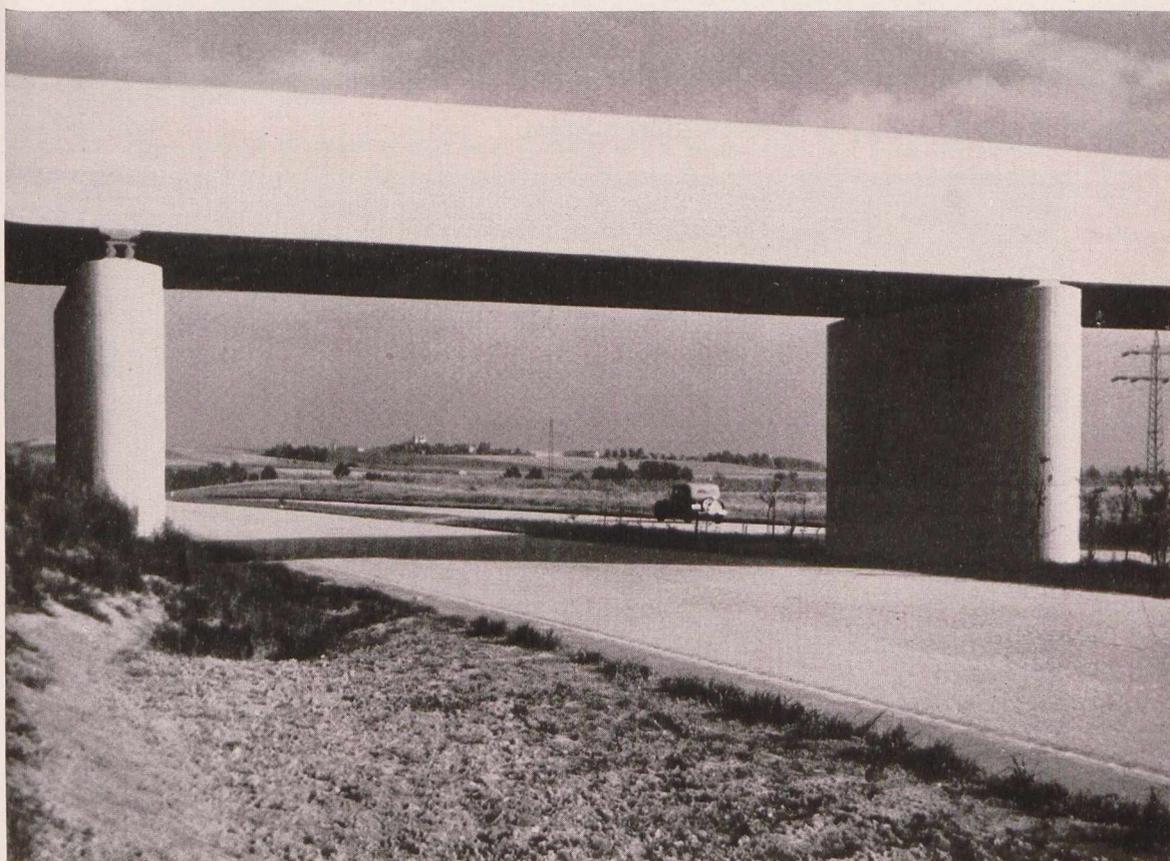


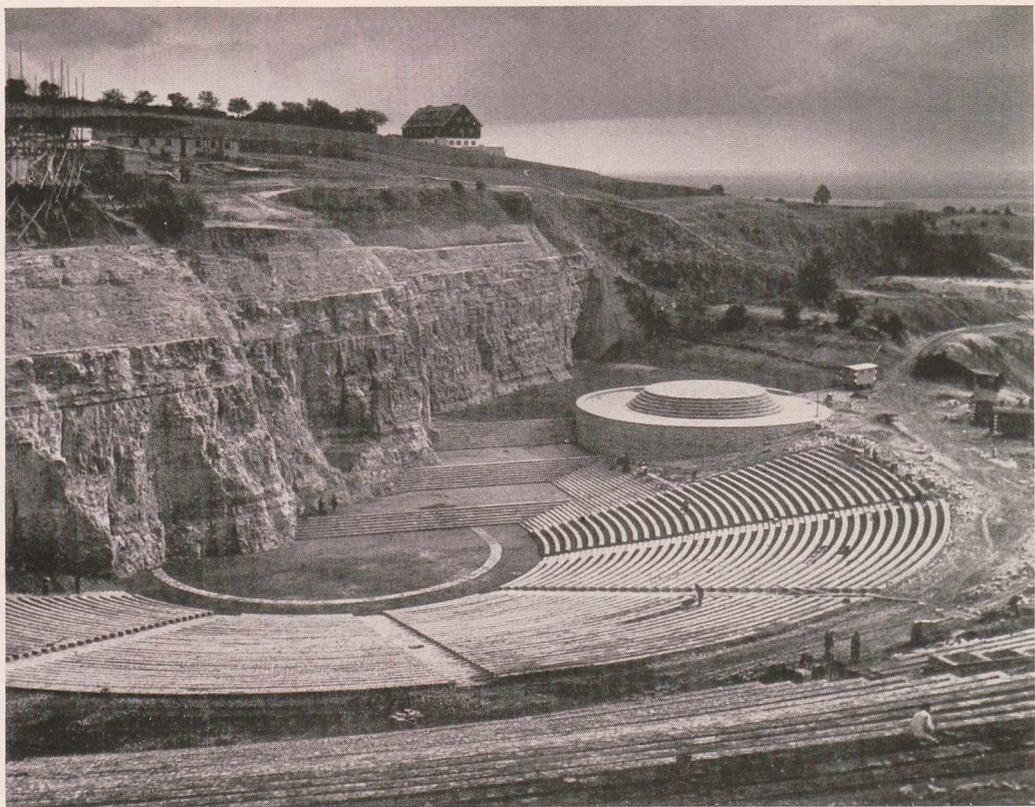
Reichsautobahn bei Liegnitz

Aufn.: Schumm (3)

Landstraßenüberführung über die Reichsautobahn

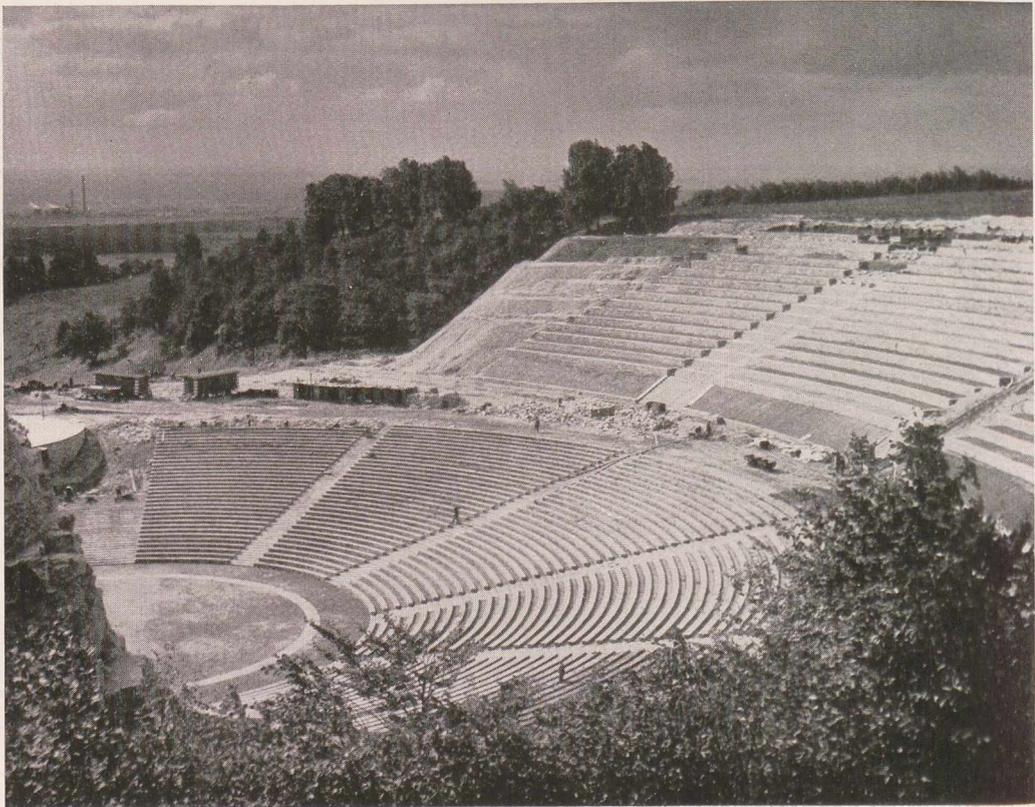
beim doppelten Sprung über die Höhe von Wahlstatt





Die Thingstätte am Annaberg geht ihrer Vollendung entgegen

Luftm.: Klose (2)



# Annaberg

Am Sonntag, dem 17. Oktober 1937, weihte Reichsjugendführer Baldur von Schirach die Jugendherberge in Annaberg. Zur gleichen Stunde wurden im ganzen Reiche 58 neue Jugendherbergen ihrer Bestimmung übergeben, der Grundstein zu 19 Jugendherbergen wurde gelegt, und bei 19 weiteren Jugendherbergen konnte das Richtfest gefeiert werden. Überall im Reiche saß die Jugend an den Lautsprechern und hörte die Worte des Reichsjugendführers, der vom Annaberg aus seine Botschaft an ganz Deutschland richtete.

Deutschland ist wieder ein Land der Jugend geworden, einer Jugend, die sich ihre Heimat wieder erwandert. Das große Werk der deutschen Jugendherbergen, das begonnen wurde durch die Begeisterungsfähigkeit eines zahlenmäßig geringen Volksteiles, und das unter unendlichen Mühen seinen Anfang genommen hatte, hat nach der Machtergreifung einen ungeahnten Aufschwung erlebt. Wenn es früher nur möglich war, einen Teil des Volkes in die Aufgaben des Jugendherbergswerkes einzuspannen, so hat die geistige Umordnung, die durch die Machtergreifung in unserem Volke vor sich ging, das ganze Volk zu freiwilliger Mitarbeit heranziehen können. So haben die deutschen Jugendherbergen im vergangenen Jahre fast die doppelte Leistung des Jahres 1933 aufzuweisen, eine Leistung, die nur im Dienste von Volk und Heimat steht.

Jugend war es, die hier auf dem Annaberg im Kampfe um die deutsche Heimat ihr Leben einsetzte. Deshalb hat die Jugend nirgendwo größeres Heimatrecht als auf dem Annaberg. Mit ehernen Lettern hat sie diesen Namen in die deutsche Geschichte eingetragen. Annaberg, das heißt: Oberschlesien ist deutsch trotz fremder Gewalt. Annaberg, das sagt, daß eine begeisterungsfähige Jugend immer noch fertig wurde mit allen Widerwärtigkeiten. Annaberg, das bedeutet die letzte großzügige deutsche Waffentat nach dem Zusammenbruch und ein erster Appell zum Aufbruch ins neue Reich.

Der Wanderer, der sich heute dem Annaberg naht, an jener Stelle, wo einst der Sturm auf seine Höhe getragen wurde, findet ein neues, würdiges Bild. Über der Felswand grüßt die neue Jugendherberge, zu ihren Füßen rundet sich in ebenmäßigem Bogen das Amphitheater der neuen großen Thingstätte nach oben. Hier wird sich das deutsche Oberschlesien in seinen Feierstunden treffen, hier wird der Fremde andächtig die breiten Stufen hinabsteigen, aber jeder wird derer gedenken, die einst ihr Leben gelassen, damit Oberschlesien deutsch bleibe.

Die Not der Heimat hatte sie gerufen, und gerade jene hatten den Ruf gehört, die mit tauben Ohren an dem Parteigezänk vorbeigingen. Sie ließen Drehbank, Pflug, Hörsaal und Klassenzimmer und folgten dem Rufe mit dem klaren Wissen, daß sich niemand finden würde, der sie unterstützte, mit dem Wissen, daß der Staat, dem sie seine Provinz zurückerobern wollten, ihnen in den

Rücken fallen würde. In jener Zeit, wo Verhehungen und Verrat in Deutschland ihre wüsten Orgien feierten, kamen sie und fragten nicht um Hilfe bei den Dutzenden von Kommissionen, sie fragten auch nicht, ob der Staat es wert sei, daß man ihm einen so kostbaren Gebietsteil erhalte, sie sahen nur die deutschen Brüder, die in höchster Bedrängnis um ihr Deutschtum waren, und sie halfen diesem Volke mit der Waffe zu seinem Recht. Das Hinterland verriet sie, es gab keine Waffen, der Nachschub wurde unterbunden oder fehlgeleitet, es fehlte an Geschützen, ja, einem Truppentransport wurde die Lokomotive gesprengt, den Freischärlern an der Front verweigerte man das Recht der kämpfenden Truppe. Sie waren freiwild, Freischützen.

freilich, bunt genug sah die Truppe aus. Da waren Schlosser im Monteuranzug, Schüler, Studenten, Büroangestellte mit Hut und Mütze, so wie sie von der Straße kamen. Nur ein Teil von jenen war im Felde gewesen, und selten genug konnte man einen Uniformrock sehen, und doch waren es Soldaten, denn ein Wille beherrschte sie, und die begeisterte Entschlossenheit, das Land bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen, machte sie dem gut gerüsteten Gegner überlegen. So entschied sich mit der Erstürmung des Annaberges das Schicksal Oberschlesiens.

Darum steht jetzt die Thingstätte am Annaberg. Sie soll uns und unseren Kindern ein Mahnmal sein des Glaubens, der in höchster Gefahr unser Grenzland deutsch erhielt, des gleichen Glaubens, der aus Trümmern ein neues Reich schuf.



## Kameradschaft

Wer nur das Wort im Munde hat,  
Der ist kein wahrer Kamerad.

Auch der nicht, der zum Schein sich fügt,  
Der ist ein Lump, der uns belügt.

Nur der, der täglich durch die Tat  
Die Treue uns bewiesen hat –

verdient den Namen: Kamerad.

J. H. E. Büttner

# Javernick

Erzählung von Hans Geib

Die Augustsonne des Jahres 1761 umglüht die Höhe von Javernick und sengt alle Feuchtigkeit aus den Körpern der preußischen Grenadiere, die sich hier oben, zwei Bataillone stark, verschanzen. Dampf dröhnen Artschläge. Spaten knirschen in spröder Erde. Seit dem frühen Morgen schaffen die Soldaten an der Stellung. Bis zum Abend muß sie fertig sein und hinab drohen zu den Österreichern. Die Höhe von Javernick ist der Schutzturm des Lagers bei Bunzelwitz. Die Salemnon- und Fleminggrenadiere wissen das. Deshalb lassen sie sich von der Sonne ohne allzuviel Murren quälen. Noch einen Grund hat ihr Eifer. Der Kommandant packt zu und hilft mit. Soldat unter Soldaten. Kamerad unter Kameraden. Der König wußte, weshalb er dem Hauptmann Franz Andreas von Favrat ohne Rücksicht auf die Rechte älterer Ränge diese Höhe anvertraute.

Langsam kriechen die Stunden dahin. Die Mannschaften atmen auf, als die Sonne ihre Kräfte verliert. Lieder klingen in den frühen Abend. Bald wird das letzte Stück in Stellung sein. Die erfrischende Kühle macht auch die Weißbröcke munter. Von Arnsdorf her bellen Laudons Kanonen. Fauchend ziehen Kugeln ihre Bahnen und schlagen vor den knapp fertiggestellten Schanzen Löcher in den Boden. Bis in die Nacht versucht die österreichische Artillerie Bresche zu schießen.

Von der preußischen Seite fällt kein Schuß.

Dunkel und schweigend liegt die befestigte Höhe da. Nur ab und zu erhellte vom Flammenschein krepierender Granaten. Hauptmann von Favrat ist beim ersten Geschütz. Die Arme verschränkt, den Dreispitz tief in die hochgewölbte Stirn gedrückt, gelassen und kühl, als sei das Bombardement ein harmloses Gewitter. Hauptmann von Favrat wartet. Drüben steigt eine grellgelbe Rakete zum Himmel und zerfliehet in abertausend Funken. Die feindlichen Batterien stellen das Feuer ein. Für einen Augenblick nimmt der Hauptmann die erlösende Stille in sich auf. Dann wendet er sich um. „Fertigmachen!“ geht sein Befehl von Geschütz zu Geschütz.

Hornrufe und Trommeltasseln klingen auf in den Linien der Gegner. General Laudon schickt seine Infanterie. In dicken Reihen klimmen die Stürmer höher. „Vivat die Kaiserin! Vivat Laudon!“ jauchzt ihr Angriffsruf. Bajonette blitzen im Mondlicht und die weißen Monturen schimmern gespenstisch. Hauptmann von Favrat hebt die brennende Lunte. „Es lebe der König! Es lebe unser großer Friedrich!“ schallt sein Ruf. Die Höhe von Javernick singt! Sie singt ein schlimmes Lied. Von Feuer, Eisen und Verderben — — —. Als am anderen Morgen die Sonne aufgeht, grüßen ihre ersten Strahlen vertraut die preußische Fahne auf der Höhe von Javernick.

\*

Regen peitscht an das kleine Fenster der wohnlichen Stube in der Arnsdorfer Mühle. Bössartig und drohend rüttelt der Wind am Haus. An dem breiten

Eichentisch, wo sonst der Müller mit seiner Familie und dem Gesinde saß, steht ein Mann in Generalsuniform der kaiserlichen Armee. Schlaff hängen die goldenen, fransengeschmückten Epauletten von den schmalen Schultern, auf denen ein hagerer, kluger Kopf sitzt. General Laudon, der Kaiserin Maria Theresia großer Feldherr, blickt auf eine Karte. Ernst sehen die tiefliegenden Augen in dem hohlwangigen Gesicht nach einem Punkt. Dieser Punkt ist rotumrandet. Er stellt die Höhe von Javernick dar. Javernick! Hart klingt dieser Name. Inhaltschwer ist seine Bedeutung in den letzten Tagen geworden. Er dachte es sich leichter, diesen Schlüssel zum Lager des Preußenkönigs in die Faust zu bekommen. Ein kleiner Hauptmann hat ihn belehrt! Weiter wandern die Gedanken des Generals. Preußen ist das Ziel. Preußen ist schwach geworden. Seine einzige und letzte Kraft konzentriert sich im Lager von Bunzelwitz. An dieser Kraft rüttelt er, der große General! Der verbitterte Ausdruck in Laudons Zügen vertieft sich. Seine Gedanken kreisen wieder um die Bluthöhe, wie wehrhafte Adler um wehrhaftes Wild.

Diskretes Räuspern läßt ihn aufblicken. Ein Oberst steht in der Stube.

„Exzellenz — ein Schreiben Ihrer Majestät der Kaiserin!“ meldet der Offizier und überreicht einen großen Brief.

„Wir werden in Kürze Besuch erhalten,“ sagt der General, als er zu Ende gelesen hat. „Eine Dame, die im Auftrag der Kaiserin eine Mission erfüllen soll. Außerdem befaßt sich Ihre Majestät in ihrem Brief mit der Person des Verteidigers von Javernick.“ Seine Stimme klingt metallisch. Der Ton ist kühl.

„Ah — Franz von Favrat, der seinerzeit aus der Armee gestoßen wurde!“ meint der Oberst.

„Wie mir aus der Armeeliste bekannt ist, wurde der jetzige preußische Hauptmann von Favrat nicht ausgestoßen, sondern er nahm freiwillig seinen Abschied!“ erklärt Laudon trocken. Verlegen zieht der Oberst an seinen Stulpenhandschuhen.

„Pardon. Exzellenz sind natürlich besser unterrichtet. Ich weiß nur, daß der Genannte viele Schwierigkeiten machte.“

„Schwierigkeiten hatte er. Das stimmt, denn Franz von Favrat hat bedeutende Fähigkeiten,“ sagt der General sarkastisch. Seine Blicke prüfen den vor ihm stehenden eleganten Mann. An der glitzernden Brillantbroche in seinem Jabot bleiben sie haften. Der selten lächelnde Mund verzieht sich. Der andere ist zu sehr Hofmann, um sich getroffen zu fühlen.

General Laudon neigt kurz den Kopf. Der Oberst ist entlassen. Ein Gefühl des Ekels wallt in Laudon auf. Doch sein entschlußgewohnter Geist schüttelt bald die Regungen persönlichen Ärgers ab. Mögen die Herrschaften in Wien ihre Netze knüpfen. Er ist Soldat und kämpft mit blanken Waffen.

\*

An den Schanzen von Javernick lauschen die Posten in die Nacht — zu jeder Sekunde bereit, die Kameraden aus todesmattem Schlaf zu reißen. Wie lange werden sie alle noch auf diesen Schanzen stehen können? Schlimm steht es um die Höhe! Jede Verbindung zum Lager ist abgerissen. Doch, da ist noch der

Hauptmann, der sie unermüdllich an ihren König erinnert. Sie hängen an ihm, weil er an ihrem König hängt. Aber gerade weil sie wissen, um was es geht, ist ihnen schwer ums Herz. In seinem Zelt sitzt Hauptmann von Favrat und starrt in das trübe Licht der Kerzenflamme. Um seine Augen liegen die Schatten gewaltsam ausgeschalteten Schlafes. Tiefe Falten prägen sich um Nase und Mund. Seine Züge haben einen Ausdruck von Härte und Leid. Franz Andras von Favrat überdenkt sein Leben. Soldat sein, war sein Kindertraum. Soldat werden, sein Knabenwille. Als sechzehnjähriger Freiwilliger zog er in der Armee des Marschalls von Sachsen in die Niederlande. Dort lernte er gründlich das Soldatenhandwerk. Doch Stein um Stein mußte der Junge abtragen von dem hohen Gebäude seiner Zukunftswünsche. Er warf sich nicht ins Leben, um wenigstens einiges zu erhaschen, was fortuna nachlässig in die Menge wirft. Vier Jahre blieb er im Elternhaus. Die klare Bergluft seiner savoyischen Heimat segte ihm Herz und Hirn rein. Ein Ziel wuchs in ihm. Einer Idee wollte er dienen! Diese Idee war für ihn das Reich. Das heilige Römische Reich Deutscher Nation. Hat nicht auch schon ein Großer seines Landes für dieses Reich gekämpft? Freundlich nahm man ihn auf. Freudig tat er in vielen Schlachten seine Soldatenpflicht für die Kaiserin. Vieles sah und erlebte er, was sein Ideal verschattete. Langsam reifte die Erkenntnis, daß er nicht für eine Idee focht, sondern für die vieldeutigen Interessen der hohen Politik als geworbener Söldner Dienste leisten mußte. Es lag ihm nicht, als schmähender Abenteuerer den Inhalt seines Lebens zu gestalten. Er ging. Achselzuckend sahen ihn die bisherigen Kameraden scheiden. Sie verstanden ihn nicht. Oben bedauerte man den Verlust einer guten Klinge.

Preußen lehrte ihn, daß es so etwas gab, was in seinem Herzen glühte. Eine Idee, erhaben und stark: die Staatsidee Friedrichs II. Es war nicht schwer für ihn, sich in diese Idee hineinzuleben. Bald wurde er als tätiger Teil in sie hineingeschmiedet.

Offizier des ersten Dieners eines Staates, der im hehrsten Sinn den Namen Staat verdient!

Heute weiß er um die tiefe Ursächlichkeit dieses Krieges: Preußen und sein großer König sollen vernichtet werden, weil sie die Interessen jener gefährden, die die Völker und Länder als bloße Nutzwerte ansehen. — Nahe sind die Gegner am Ziel. Bedenklich nahe! Hauptmann von Favrat weiß um die Verantwortung, die sich mit dem Kommando über diese Höhe verbindet. Mit müden, schleppenden Schritten verläßt er das Zelt und macht die Kunde. An der äußersten Schanze bleibt er stehen und schaut hinab ins Dunkel, wo der Feind lauert. Lange Zeit steht er auf dieser äußersten Schanze von Javernick. Javernick! Schicksalshöhe — verlorener Posten? —

\*

Verblüfft sieht Hauptmann von Favrat die Frau an, die man vorhin zu ihm geführt hat.

„Kennen Sie mich nicht mehr? — Franz!“ Eine weiche Hand legt sich mit vertrautem Druck in die seine. Eine Episode taucht in seinem Gedächtnis auf. Die einzige schöne Erinnerung an eine Zeit tiefster Enttäuschungen.

„Helene —!“ freudiges Überraschtsein und Erstaunen über ihr Auftauchen schwingen in seiner Stimme.

„An mich haben Sie wohl nicht gedacht?“ Zwei große braune Augen leuchten ihn an und wecken vergangene liebe Stunden.

„Ich komme direkt von Wien. Ihre Wege!“

„Nehmen Sie meinen Dank, aber ich weiß nicht —“

„Ich muß mit Ihnen sprechen, Franz. Sie gingen damals fort ohne Erklärung der Beweggründe, und — was ich von Ihnen nie erwartet hätte — Sie nahmen Dienst bei dem Feind der Kaiserin!“ Schmerzlicher Vorwurf liegt im Ton ihrer Stimme.

„Und Sie sind gekommen, um mit dies nach Jahren zu sagen?“ fragt Franz Andreas ironisch.

„Nein, Franz. Ich bin hier, weil ich Sie, den Freund von einst, in Not weiß! Ich will Ihnen helfen.“

„So schön es wäre — doch ich brauche keine Hilfe.“

„Sagen Sie das nicht. Sie verteidigen eine aussichtslose Sache.“

„Wer sagt Ihnen, daß unsere Sache aussichtslos ist?“

„Die Welt weiß, wie es um Preußen steht. Sie selbst sind davon überzeugt. Ich lese es aus Ihren Zügen. Aber ich will nicht, daß Sie — ein wertvoller Mensch, dem das Leben noch so viel zu bieten hat — hineingerissen werden in den wohlverdienten Untergang.“

„Man teilt also schon das Fell des Bären? — Noch steht die preußische Armee! Stärker denn je!“

„Wie lange noch? Betrügen Sie sich doch nicht selbst. Im Lager bei Bunzelwitz herrschen Krankheit und Hunger! Der König wird verhandeln müssen.“

„Das ist nicht wahr!“

„Franz — denken Sie an sich! Geben Sie diese Höhe auf. Werden Sie wieder, was Sie waren: ein ergebener Diener der Kaiserin und Ritter des Reiches. Denken Sie an Prinz Eugen, Ihren großen Landsmann!“

„Ich wußte nie, welchen Wert ich besitze für die Kaiserin.“

„Ihre Majestät ist Ihnen gnädig und gütig gesinnt. Bedenken Sie den Edelmut, kurz vor dem sicheren Siege bietet sie Ihnen die Hand. Ihre Bravour bei Prag und Olmütz ist nicht vergessen. Hier sehen Sie — ist das Patent, das Sie zum Oberst der Liechtensteiner Dragoner ernennt, und hier habe ich die Urkunde, die Sie in den Reichsgrafenstand erhebt.“

Nachdenklich blickt Franz Andreas vor sich hin. Wahrahaftig, glänzende Angebote! Auch die Zeit ist nicht schlecht gewählt. Erwartungsvoll beobachtet Helene die Wirkung ihrer Worte. Sie schätzt den Mann, den sie einst liebte, hoch ein. Ein Reuegefühl über diesen Auftrag beginnt in ihr wach zu werden. Doch die fanatische Verehrung für ihre Monarchie gibt ihrem Entschluß neue Stärke, die freiwillig übernommene Mission zum Erfolg zu führen.

„Ich begreife Ihr Schweigen, Franz“, beginnt sie wieder zu sprechen, „Sie sind kein Mensch, den äußere Ehren und Vorteile anziehen können. Weisen

Sie also mein Angebot ab. Vergelten Sie den Edelmut einer Kaiserin mit edler Ritterlichkeit, und Ihr einziger Lohn soll nur der sein, vor Ihnen selbst und vor Ihrer Ehre als ein wahrhafter Mann bestanden zu haben!" Mit zitternden Händen zerreißt sie die beiden Urkunden. Franz Andreas ist erschüttert. Er sieht und fühlt die ehrliche Überzeugung, die diese Frau bewegt. Etwas Verwandtes in ihrem Wesen spricht ihn an. Zärtlich zieht er sie zu sich und blickt ihr ins Gesicht. Fragend blicken ihre Augen zu ihm auf. Eifrig klopft ihr Herz. Langsam schüttelt Franz Andreas den Kopf.

„Nein, Helene. Ich will nicht!" sagt er leise.

\*

Der 1. September ist ein herbstlich-khler Tag mit Nebel und Nüsse. In seinen hellgrauen Feldmantel gehüllt, verlässt Hauptmann von Favrat die Höhe. Zum erstenmal, seit ihn der König dorthin stellte. Hinter ihm trotten ein Hornist und ein Sergeant. Der letzte trägt eine weiße Flagge. Schweigend gehen die drei Männer abwärts. Am Fuße der Höhe machen sie Halt. Gerade und mit unbeweglichem Gesicht, als stehe er vor der Front seiner Kompanie, sieht der Hauptmann den drei anreitenden Oesterreichern entgegen, von denen einer ebenfalls eine weiße Flagge trägt. In der Seele des Hauptmanns tobt ein schwerer Kampf.

Hhnisch schwingt der kaiserliche Offizier den daunenbesetzten Dreimaster. Ein anmaendes Lächeln umspielt seine vollen Lippen. Hauptmann von Favrat erwidert diesen Gruß militärisch und korrekt. Der feindliche Offizier steigt vom Pferde und geht einen Schritt nach vorn. Kurz und stumm mustern sich die beiden Männer.

Der Oesterreicher eröffnet die Parlamentation.

„Oberst Devins, im Stabe Seiner Exzellenz des Herrn Generals Laudon. Im Auftrag des Herrn Generals habe ich mit dem Kommandeur der preußischen Truppen auf der Höhe von Javernick zu sprechen!"

Mit klarer Stimme nennt der Preue Namen und Charge. Der Kampf in seinem Innern ist beendet. Gewißheit über sein Geschick verleiht ihm Kraft.

„Der Herr General lassen Ihnen durch mich folgendes sagen", klingt die Stimme des anderen an sein Ohr: „ehrenvolle Übergabe der befestigten Höhe von Javernick und Fortführung der Besatzung in ehrenvolle Gefangenschaft!"

„Und wenn ich ablehne?" fragt der Preue scharf.

„Daran ist ja wohl unter den jetzigen Umständen kaum zu denken. Doch der Herr General haben auch diesen Fall vorgesehen. Wenn Sie die gnadenvolle Bedingung nicht annehmen — dann erwartet Sie und Ihre Leute", und bei diesen Worten schwingt die Stimme Devins' in hsslichem Diskant, „der schmachvolle Tod durch den Strang!"

Hauptmann von Favrat fühlt, wie ihm alles Blut aus dem Gesicht weicht. Straff richtet er sich auf. Seine breite Brust wölbt sich unter dem blauen Uniformrock.

„Sagen Sie Ihrem Herrn, daß mein König mich auf die Höhe von Javernick befohlen hat, damit ich sie halte. In Kürze werden Sie noch eine deutlichere Antwort bekommen!“

Betroffen schaut Oberst Devins dem davonschreitenden Hauptmann nach. Erst als die drei Preußen nur noch bewegliche Punkte für seine Augen sind, wendet er sich um und besteigt sein Pferd. „Dieser Mensch ist wahnsinnig geworden!“ murmelt er vor sich hin. —

Aufgelöst in Halbkompagnien, sind die Bataillone Salemnon und Fleming angetreten. Matt blinken die Spitzen der Bajonette im Nebeldunst. Die Augen der Soldaten sind auf ihren Kommandeur gerichtet. In ihren Gesichtern liegt gefasste Gelassenheit. Der Wille des Hauptmanns hat sie zu Herren über ein Schicksal erhoben, das allzu dreist mit seiner Unabänderlichkeit prahlte. Die Offiziere, die um Hauptmann von Favrat standen, kehren zu ihren Plätzen zurück. Rottenweise verlassen die Bataillone bis auf einen Rest auf verschiedenen Wegen die Höhe von Javernick. —

Die Soldaten der Batterie beim Arnsdorfer Forst warten auf das Zeichen zum Vorgehen. Die österreichischen Kanoniere sind guter Dinge. Sie plauschen und lachen, als stünden sie daheim in Wien auf dem Ballhausplatz zum Karfreitagschießen. Der Anlaß ihrer frohen Laune ist die Zuversicht, nun endlich die kaiserliche Fahne auf die Höhe von Javernick setzen zu können. Ihre Kameraden von der Nachbarbatterie rechts denken ebenso wie sie. Das ganze Korps Laudon hat die eine Siegeshoffnung.

Scharfes rhythmisches Knattern gebietet erschrecktes Schweigen. Ein Schwarm von Kugeln pfeift in die Gruppe der Kanoniere. Schreie gellen auf. Der Befehl „Ans Geschütz!“ kommt zu spät. Eine Schar blaubrocker Gestalten wütet mit Kolben und Bajonett unter ihnen. Verzweifelt und mutig wehren sich die Kanoniere gegen den unerwarteten Feind. In wenigen Minuten besitzen die Preußen die Batterie und machen sie schußfertig. An verschiedenen Punkten spielt sich zur haargenau gleichen Zeit ähnliches ab.

General Laudon verwandelt das entsetzte Überraschtsein der Truppen in geordnete Besinnung. Aus dem augenblicklichen Mißerfolg versucht er mit der überlegenen Masse seiner Regimenter einen entscheidenden Erfolg zu gestalten. Vergeblich! Das Schicksal will nicht, weil die Preußen nicht wollen. Der Überfall auf die wichtigsten Punkte ist den beiden preußischen Bataillonen restlos gelungen. Heulend hageln die Kartätschen der erbeuteten Kanonen in die Kolonnen der Österreicher. Als die Weißbröcke weichen, verlegt Hauptmann Favrat das Feuer nach Arnsdorf und vertreibt den Feind aus dem Ort. Aus der Mühle, in der noch kurz vorher Laudon mit seinem Stabe war, schlägt eine rote Flammenlohe und leuchtet wie ein Fanal zum Himmel.

Eine dünne Vorpostenlinie legt Hauptmann von Favrat von Arnsdorf bis zu dem Platz, von dem er ausging. Mit den übrigen Soldaten besetzt er wieder die Höhe von Javernick.

Bauschig flattert die preußische Fahne im Herbstwind auf der Höhe von Javernick. Das Schicksal wollte es nicht, daß sie sank. Weil ein Mann mit einer Gemeinschaft von Männern es nicht wollte!

# Deutsche Entscheidungen im Osten

Von Dr. Narziß

Dom 2. bis 30. November 1937 findet in der Ausstellungshalle am Christophoriplatz eine Ausstellung mit dem Thema „Deutsche Entscheidungen im Osten“ statt. Die Ausstellung wird von der Landesgruppe Schlesien des Bundes Deutscher Osten und von der Landesdienststelle Schlesien der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums veranstaltet. Die Ausstellung ist täglich von 9—19 Uhr geöffnet. Wir weisen unsere Leser nachdrücklich auf diese Ausstellung hin.

Es ist zweifellos, daß die Geschichte des ostdeutschen Volksbodens eine der wichtigsten und entscheidenden Tatsachen der gesamtdeutschen Volksgeschichte ist. In dem Raum zwischen der Ostsee, der Adria und dem Schwarzen Meer sind im Laufe der beiden letzten Jahrtausende zahlreiche Entscheidungen gefallen, die das Gesamtschicksal des deutschen Volkes nachhaltig beeinflusst und bestimmt haben. Von den „Deutschen Entscheidungen im Osten“ will diese Ausstellung erzählen. Sie zeigt die Leistungen, die das Deutschtum im Laufe der Geschichte im europäischen Osten vollbracht hat. Sie will vor allem die Höhepunkte der deutschen Ostgeschichte mit ihren Folgen für den gesamtdeutschen — und damit den europäischen — Raum deutlich machen. Sie zeigt den entscheidenden Anteil des deutschen Volkes an dem wirtschaftlichen, dem rechtlichen und dem kulturellen Aufbau im europäischen Osten. Neben diese aufbauenden Leistungen stellt sie die Darstellung der ungeheuren Anstrengungen, die in der erfolgreichen Abwehr aller im Laufe der Jahrhunderte aus dem asiatischen Osten nach Westeuropa drängenden Völker und Bewegungen liegen. Es ist bewußt darauf verzichtet worden, einen Teil der deutschen Ostgrenze — etwa Schlesien — besonders darzustellen. Der Besucher der Ausstellung soll vielmehr an Hand von Karten, Bildern, Dokumenten und Büchern den Weg durch die Gesamtgeschichte des europäischen Ostens mitgehen, denn die deutsche Geschichte ist nicht lediglich eine Sammlung der Teilgeschichten von den auf verschiedene Einzelstaaten verstreuten Bruchteilen unseres Volkes. Die Ausstellung will das Lebendige erkennen, die Blutsverbundenheit über die staatlichen Grenzen hinaus erwecken helfen.

Der Stoff ist chronologisch angeordnet und entsprechend den großen politischen Bewegungen in leicht übersehbare Gruppen zusammengefaßt. Er wird in vier Formen dargestellt: durch Karten, durch Bilder, durch Dokumente und durch das Schrifttum. Diese vier Darstellungselemente sind innerhalb jeder Gruppe so zueinander geordnet, daß jeweils ein möglichst lebendiges Bild der Zeit entsteht. Der Besucher wird von der Karte oder vom Bild zum Dokument und zum Schrifttum geführt.

Bismarck sagt in seiner berühmten Rede vom 6. Februar 1888: „Gott hat uns in eine Situation gesetzt, in welcher wir durch unsere Nachbarn daran verhindert werden, irgendwie in Trägheit oder Versumpfung zu geraten. Er hat uns die kriegertischste und unruhigste Nation, die Franzosen, an die Seite

gesetzt, und er hat in Rußland kriegerische Neigungen groß werden lassen, die in früheren Jahrhunderten nicht in dem Maße vorhanden waren. So bekommen wir gewissermaßen von beiden Seiten die Sporen und werden zu einer Anstrengung gezwungen, die wir vielleicht sonst nicht machen würden."

Seit zwei Jahrtausenden steht das deutsche Volk im Mittelpunkt aller entscheidenden europäischen Auseinandersetzungen. Kein anderes europäisches Volk hat eine so bewegte und tragische Geschichte. Dieses einzigartige Schicksal wird durch die Mittellage der deutschen Lande bestimmt, die sich nicht wie die anderen Völker hinter schwer überschreitbaren, natürlichen Grenzen in Ruhe entwickeln und formen konnten. Die Grenze des Deutschen Reiches fällt nicht mit der günstigen Wehrgrenze, fällt noch weniger mit der Kultur- und Volksgrenze des deutschen Volkes zusammen. Die durch das Diktat von Versailles festgelegten neuen Grenzen sind das Ergebnis eines durch mehrere Jahrhunderte gehenden Rückbildungsprozesses. Es war das Ziel der Pariser Friedenskonferenzen, das deutsche Volksgebiet in möglichst viele, durch künstlich aufgerichtete Grenzen getrennte Teile zu zerbrechen. Es kam den Teilungsmächten darauf an, das Deutsche Reich in keinem Falle stärker werden zu lassen als die an das Reich anrainenden, in Versailles neu errichteten osteuropäischen Staaten. Der wahre Sinn des Krieges wird blühtartig beleuchtet durch die Entwürfe für die „Neuordnung Europas“, die 1918/19 plötzlich von den verschiedenen Nachbarvölkern vorgelegt werden. Die Schrumpfung des Reichsbodens hat aber keineswegs eine Schrumpfung des deutschen Volksbodens zur Folge gehabt. Gerade in den Grenzräumen und in den Streusiedlungen hat der Zwang zur Verteidigung des eigenen Volkstums gegen fremde Einflüsse und Eingriffe zu einer Verlebendigung und Vertiefung des Deutschbewußtseins geführt. In Paris hat man seinerzeit behauptet, weite deutsche Gebiete im Westen, im Süden und im Osten seien früher nur durch widerrechtliche Gewalt in deutschen Besitz gekommen. Man hat behauptet, die Bevölkerung dieser Gebiete bestehe nur aus oberflächlich germanisierten Fremdvölkern. Man hat verlangt, daß diese Gebiete deshalb jenen Staaten angegliedert werden, deren Staatsvölker diesen sogenannten Fremdvölkern stammesgleich oder wenigstens stammesverwandt seien. Die Frage nach der Entstehung des deutschen Volksbodens entwickelt sich damit von einer geschichtlichen zu einer politischen Frage ersten Ranges.

Die Westgrenze des Reiches ist schon verhältnismäßig früh erstarrt. Sie wird im Februar 880 festgelegt, als Ludwig III., der Jüngere, der König des ostfränkischen Reiches, mit den Königen des westfränkischen Reiches, Ludwig und Karlmann, zu Ribemont einen Vertrag schließt, nach dem Lothringen an Ostfranken fällt. Diese seit dem Jahre 880 bestehende deutsch-französische Grenze ist freilich auch keine natürliche Grenze. Sie fällt nicht mit der Volkstums- und Sprachgrenze zusammen. Die Ostgrenze des Reiches dagegen ist immer eine bewegliche Grenze geblieben. Sie ist im Gegensatz zu der Binnengrenze im Westen — die zwei europäische Völker voneinander scheidet — eine Außengrenze. An ihr endet mit dem ostfränkisch-deutschen Reich das christliche Abendland. Jenseits der Ostgrenze wohnen heidnische

Slawen. Weite Grenzräume sind Niemandsländ. In diesem riesigen Grenzraum, der zwischen der Ostsee, der Adria und dem Schwarzen Meer liegt, fallen im Laufe der Geschichte Entscheidungen, die für das deutsche und das europäische Schicksal von ausschlaggebender Bedeutung waren.

Die erste große Entscheidung fällt, als um das Jahr 1000 vor der Zeitenwende die vom Norden kommenden germanischen Völkerschaften vom Mündungsgebiet der Oder und der Weichsel flussaufwärts wandern, um im Laufe des Jahrhunderts ganz Mitteleuropa zu besiedeln. Auf diesen Einzug der Germanen in den Ostraum folgt die große Westwanderung, zu der das Vordringen des mongolischen Reitervolkes aus dem fernen Osten den Anstoß gaben. Der deutsche Volksboden, der bei dieser Westwanderung verlorengelht, wird im Zuge der großen deutschen Kolonisationsbewegungen des Mittelalters wieder zurückgegeben: im Süden von den bayerischen Bauern, im mittleren Osten von den aus allen Teilen Deutschlands zuströmenden Siedlern, im Nordosten vom Deutschen Orden. Deutsche Städte werden gegründet, nach deutschem Recht werden die aufblühenden Städte des Ostens verwaltet, die Grenze des deutschen Kultureinflusses reicht weit in die russische Ebene hinein bis ans Schwarze Meer.

Aber die deutsche Ostkolonisation wird nicht einheitlich geführt. Es sind nur einzelne Fürsten und nur örtliche Kräfte, die hinter ihr stehen. Es fehlt der große Plan, der den Gewinn an Volksboden zu einer Ausbeutung des deutschen Staatsgebietes werden läßt. Innere Machtkämpfe, die Italienpolitik der deutschen Kaiser, der Streit mit dem Papst lenken Blick und Kraft der für die Führung des Reiches verantwortlichen Männer von der deutschen Ostbewegung ab. Die Besten der deutschen Ritterschaft ziehen auf vielen Kreuzzügen ins Morgenland und gehen dort zugrunde.

Trotzdem ist es immer und immer wieder das deutsche Volk gewesen, das Europa gegen die aus dem asiatischen Raum andrängenden Mächte erfolgreich verteidigt hat. Das deutsche Volk hat in der Frühzeit die Awaren und Hunnen aufgehalten, es hat die Stürme der Mongolen und der Türken an den Grenzen des Abendlandes zum Stillstand gebracht. Als dann aber die französischen Könige zuerst mit den Türken, später mit den Polen und schließlich mit Rußland gemeinsam gegen die deutsche Mitte vorgingen und das Reich in die Zange nahmen, da konnte sich dieses Reich nur mit äußerster Kraftanstrengung der von zwei Fronten ankämpfenden Teile erwehren. Das Preußen des Großen Kurfürsten und Friedrichs II. wird nach der Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges zum Träger und Ausgangspunkt des erneuten Wiederaufbaues im Osten, eines Aufbaues, der durch den Zusammenbruch von 1806 noch einmal aufs äußerste gefährdet wird. Mit dem Erwachen des Nationalbewußtseins bei den Ostvölkern beginnt eine Zeit, in der diese Ostvölker die deutsche Leistung gleichsam von innenher zu untergraben versuchten. Die panslawischen Kongresse und die großen slawischen Ideen führen schließlich zu Aufteilungsplänen, die das ganze deutsche Ostgebiet unter slawische Herrschaft bringen und dem deutschen Volk nur eine sogenannte „Reservation“ als Wohnraum

lassen wollen. Diese Aufteilungspläne spielen eine große Rolle, als nach dem Weltkriege in den Pariser Vororten über die neue deutsche Grenze verhandelt wird. Die durch das Diktat von Versailles festgelegte deutsche Ostgrenze schneidet lebenswichtige Teile alten deutschen Volksbodens mitten aus dem Reichskörper heraus.

Dies sind in großen Zügen die Probleme, die dem Besucher der Ausstellung an Hand von Bildkarten, von Dokumenten, Bildern und Büchern verdeutlicht werden sollen.



## Das ostdeutsche Dorf im Grenzkampf

Von Wolf Walter Rautenberg

Nur derjenige, der einmal längere Zeit über die Ostgrenze unseres Reiches hinausgekommen ist, kann ermessen, welche Kulturtat die Anlage des deutschen Dorfes darstellt. Er muß aber weit über die Reichsgrenze hinausgehen, um wirklich den Abstand zum Osten Europas erkennen zu können, denn vor den deutschen Grenzen liegt ein breiter Gürtel deutschen Volkstums, in dem an vielen Punkten noch die deutsche Sprache gesprochen wird, in manchen Gegenden aber das untergegangene Deutschtum nur noch in der Wirtschaftsweise, in Formen des Brauchtums, der Tracht und im Bauwerk sich erweist.

Schon die Anlage des deutschen Dorfes zeigt den Gegensatz zum Osten. An einigen Punkten der schlesischen Grenze kommt das polnische Volkstum unmittelbar an uns heran, so daß die Reichsgrenze zugleich die Kulturgrenze darstellt. Wer im Kreise Rosenberg an der Grenze steht und nach der polnischen Stadt Prazka sieht, oder wer bei Grunruh über den Grenzfluß nach den polnischen Siedlungen ausschaut — denn „Dorf“ kann man diese lose Häufung von Gebäuden nicht nennen — weiß, daß hier das Grenzflüßchen nicht zwei Staaten, sondern zwei Welten trennt. Im polnischen Dorf haben sich die Bewohner ihre Stellen dorthin gesetzt, wo es ihnen am besten paßte; selbst die Kirche hat sich hier oft nicht als Mittelpunkt auswirken können. Dies ist erklärlich, wenn man weiß, daß in früheren Zeiten das polnische Dorf häufig verlegt wurde, wenn der Boden keine rechten Erträge mehr gab. Überall da, wo im polnischen Volkstum eine Regelmäßigkeit der Anlage, sei es der Stadt oder Dorfes, vorkommt, ist der deutsche Einfluß nicht nur zu vermuten, sondern fast in jedem Falle auch nachzuweisen. Es ist ja das Geheimnis für den Erfolg der Wiedereindeutschung Schlesiens und des gesamten ostdeutschen Raumes, daß in den Osten nicht Glücksritter, Schatzjucher und Abenteurer

zogen, wie es bei der Besiedlung Amerikas oder gar Australiens meist war, sondern der Osten wurde zurückgewonnen, indem das gesamte deutsche Wirtschaftsgefüge geschlossen in den weiten, freien Ostraum verpflanzt wurde. Zur gleichen Zeit, in der der deutsche Bürger im Osten eine deutsche Stadt anlegte, zum Beispiel Guhrau etwa um das Jahr 1300, wurde ein Kranz von deutschen Dörfern in geschlossenem Umkreise rings um die Stadt gegründet, so daß von Anfang an ein festes, einheitliches Wirtschaftsgebiet entstand, das einen riesigen Fortschritt gegen den slawischen Markt und das slawische Hausendorf darstellte. Stadt und Land waren bei der Wiederbesiedlung des Ostens Begriffe, die untrennbar miteinander verbunden waren. Wäre die Wiederinbesitznahme des deutschen Ostens nicht als eine planmäßig durchgeführte Ansetzung von Stadt-Land-Siedlungen durchgeführt worden, so wäre entweder die Stadt allein in dem dünnbevölkerten Raum zerflattert oder das deutsche Dorf hätte durch das Fehlen einer Stadt keinen Schutz seiner gehobenen Rechtsstellung erhalten und keine Absatzmöglichkeiten für seine entwickelte Wirtschaft gefunden. Der mangelnde Absatz hätte sich dann auch in der Wirtschaftsweise der niederen Umwelt angepaßt und wäre gleichfalls untergegangen. An den Stellen, an denen man bei der Ansiedlung nicht erkannt hatte oder nicht beachtete, daß weder der deutsche Bauer noch der deutsche Bürger allein ihre Aufgabe erfüllen können, ist das deutsche Volkstum, wie uns die Geschichte lehrt, zum größten Teil verschwunden. Man wußte damals, daß der Osten nur dann Heimat wird, wenn ein Stück Altdeutschlands in den Osten verpflanzt würde. Man folgte nur dem gesunden Menschenverstand und brauchte dazu keine wissenschaftlichen Betrachtungen über Nationalökonomie und Wirtschaftsstil. In diesen einfachen, natürlichen Menschen stand das Gefühl der gemeinsamen Zusammengehörigkeit, gemeinsamen Volkstums noch über ständischen Gliederungen, kleinlichen religiösen Spannungen und verschiedener Berufsstellung.

Das am besten und planmäßigsten geschaffene Dorf war das sogenannte „Waldhufendorf“, in dem jeder Ackerfleck dem Boden erst abgerungen werden mußte. Sein Verbreitungsgebiet umfaßte weite Teile des schlesischen Vorgebirges bis tief über die heutigen Reichsgrenzen in die Karpaten und an den San heran. Dort stehen noch heute diese Zeugen deutscher Fähigkeit in mustergültiger Raumordnung. Die Siedler, bestes Blut aus allen deutschen Stämmen, erhielten — einerlei, ob sie Franken, Thüringer oder Niedersachsen waren — dasselbe Recht: deutsches Recht, im Gegensatz zum polnischen Recht oder vielmehr der polnischen Rechtlosigkeit. In dem steten Kampf der schweren Arbeit verschmolzen alle Verschiedenheiten zu einem gemeinsamen Volkstum, dem deutschen Volkstum, während in Altdeutschland sich die Stammesgrenzen noch jahrhundertlang behaupten konnten. Hier im Osten erhielt jeder Siedler die gleiche Landmenge wie der Nachbar: eine Hufe (etwa 100 Morgen), und diese Gleichheit blieb zum Nutzen des Bauern bestehen, bis Kapitalismus, Strebertum, Geld- und Besitzgier eine verderbliche Ungleichheit des Besitzes bewirkten. Diese Ungleichheit führte dann zu den so schädlich sich auswickelnden sozialen Spannungen innerhalb der Dorfgemeinschaft.

In der richtigen Erkenntnis, daß Dorf und Stadt nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen, sondern auch als Maßnahme zur Erhaltung des Volkstums zusammengehören, entwickelten sich hier eine Reihe von Einrichtungen, die den gegenseitigen Zusammenhang noch verstärkten. Um dem städtischen Handwerker eine bestimmte Absatzmöglichkeit zu sichern, durfte im Umkreis einer Meile von der Stadt auf dem Dorf kein Handwerker sich niederlassen (außer den ausgesprochenen Dorfhandwerkern). Die Gerichtstage wurden in der Stadt abgehalten, und es war an vielen Punkten Schlesiens für die Dorfschulzen Verpflichtung, an den Gerichtstagen mit älteren Leuten aus der Gemeinde zu erscheinen, um sich die Rechtsprechung und die Urteilsbegründung anzuhören. Ja, es bestand sogar die Möglichkeit, das Urteil zu „schelten“, wenn es dem Volksempfinden und der herkömmlichen Auffassung der Behandlung des Falles widersprach. Die Stadt besorgte ferner den Absatz aller landwirtschaftlichen Erzeugnisse, soweit sie nicht im Dorf selber verbraucht oder an die Bürger verkauft werden konnten. Diese Arbeitsteilung mußte, wie bereits erwähnt, Wirtschaftsordnungen schaffen, die im starken Gegensatz zum Wesen der slawischen Einwohner und ihrer Lebensweise standen. Bei den Slawen arbeitete man meist nur für den eigenen Gebrauch und baute nicht mehr an, als man für sich selbst und zur dürftigen Bestreitung der Abgaben nötig hatte. Es war daher, veranlaßt auch durch die schwierige Rechtsstellung des alten Volksteils, ein Aufstieg, wenn ein vorhandener Ort „zu deutschem Recht“ angesetzt wurde und so die Einwohner persönliche Freiheit erhielten. Die Slawen machten sich auch bald die deutsche Wirtschaftsweise zu eigen. Gerade das ostdeutsche Dorf hat hier, ohne Feuer und Schwert, allein durch seinen sozialen und wirtschaftlichen Hochstand, das vereinzelt vorhanden gewesene Slawentum durch die Aufnahme in seine Gemeinschaft gehoben und ihm ein menschenwürdiges Dasein überhaupt erst möglich gemacht.



## Mutterland

Eine Krume Erde,	Der ewige Acker,
ein Körnlein klein,	Den Gott geweiht,
Die schließen das große	ist keimendes Leben
Geheimnis ein.	und Fruchtbarkeit.

J. G. E. Büttner

# Bauernausstellung

Don Hans-Georg Rehm

In den oberen Räumen des Breslauer Schlosses wurde kürzlich die Schlesiſche Bauernausstellung eröffnet, die in Zukunft eine ständige Einrichtung unserer Heimatprovinz sein wird.

Volkskunst, Bauernkunst im deutschen Osten! Man sieht so gern im Reich skeptisch herab auf das Volk an der Grenze und vergißt dabei, daß es die Besten des deutschen Volkes gewesen sind, die vor fast tausend Jahren den Wanderstab ergriffen und nach Ostland zogen. Diese Menschen trugen die Überlieferung alter Kultur in sich und schufen aus ihr eine neue Kultur im schlesiſchen Land. Mit dem Deutschtum in Schlesiſien wuchs zugleich die bäuerliche Kultur unserer Heimat in Frohsinn und Farben, schreibt doch schon das Heinrichauer Gründungsbuch von den frohen Feierabenden der deutschen Siedler.

Frohsinn und Farben sind immer die Richtschnur unserer Bauernkultur gewesen. Vom reinen Zweckbau entwickeln sich Fachwerk und Blockbau über die ersten rein konstruktiven Formen zu den vielen Spielarten, die unser Auge erfreuen. Von einfacher quadratischer Konstruktion entwickelt das Fachwerk immer üppigere Formen, die das Auge erfreuen und die ihre Blüte in den Monumentalbauten der Bauernhöfe unserer Vorberge erreichen. Der Blockbau beginnt mit der anspruchlosen verblatteten Hütte, die uns im Tiefland noch begegnet, führt über die schmucken Häuser des Berglandes, bei denen die Fugen mit weißem Lehm verschmiert sind, zum malerischen Umgebinderhaus. Es entstehen die großen Schrothholzkirchen Oberschlesiens und die himeligen Dorfkirchen, die mit ihrem bauchigen Laternentürmchen so recht ein Stück der schlesiſchen „Heimte“ sind. All das lesen wir von den Bildern, die an den Wänden hängen. Wir sehen, wie genau sich die schematische Zeichnung des Straßendorfes mit der neuen Flugzeugaufnahme eines schlesiſchen Dorfes in der Anlage deckt. Denken wir aber an das Dorf, wie es heute vielfach aussieht mit seinen nüchternen Häusern in Rohbau oder in kahlem Weiß, die sich zwischen schöne alte Häuser einschmuggelten, dann stehen wir beschämt vor diesen unverstandenen Produkten einer liberalen Stadtkultur, die Blech für Gold bot. Das ist aber das Schöne dieser Ausstellung: wir beginnen das häßliche Dorf zu erkennen. Wir wollen wieder schöne Häuser unter den alten Dorflinden sehen, Häuser, die schon im äußeren Lebensfreude atmen, wie jene Siedlungshäuser und die Häuser von Hierslhagen, die dort abgebildet sind; sie zeigen, wie schön neuzeitliche Bauweise sich das Gewachsene zunutze machte und wie auch heute noch das echte schlesiſche Dorf nicht „überholt“ ist. Der Fachwerkgiebel atmet immer noch wie einst seinen heimatlichen Zauber. Solche Gedanken mögen uns im Vorraum kommen, wenn wir die Bilder an den Wänden betrachten.

Vor der Tür des ersten Raumes steht ein großer hölzerner Pflug.

Im Anfang waren Pflug und Schwert. Der Pflug, der den Acker bebaute, das Schwert, das ihn verteidigte, und beide vereinten sich in der ordnenden Gewalt, die von dem Schulzen ausgeübt wurde. Zepfer kleiner Reiche sind die alten Schulzenstäbe, die wir hier sehen. Daneben liegen gewichtige Dorfsiegel, Gebotstafeln, die bis in unsere Tage noch im Dorf umgingen, und geschnitzte krumme Hölzer, an die der Schultheiß das Gebot band, wenn er es durchs Dorf sandte. Auch diese hat unser Großvater noch erlebt. Das sind so einige nachdenkliche Stücke aus der harten und stolzen Vergangenheit unseres ostdeutschen Bauerntums; die Hauptsache jedoch sind die Stücke bäuerlichen Hausrates, die die übrige Bauernausstellung erfüllen.

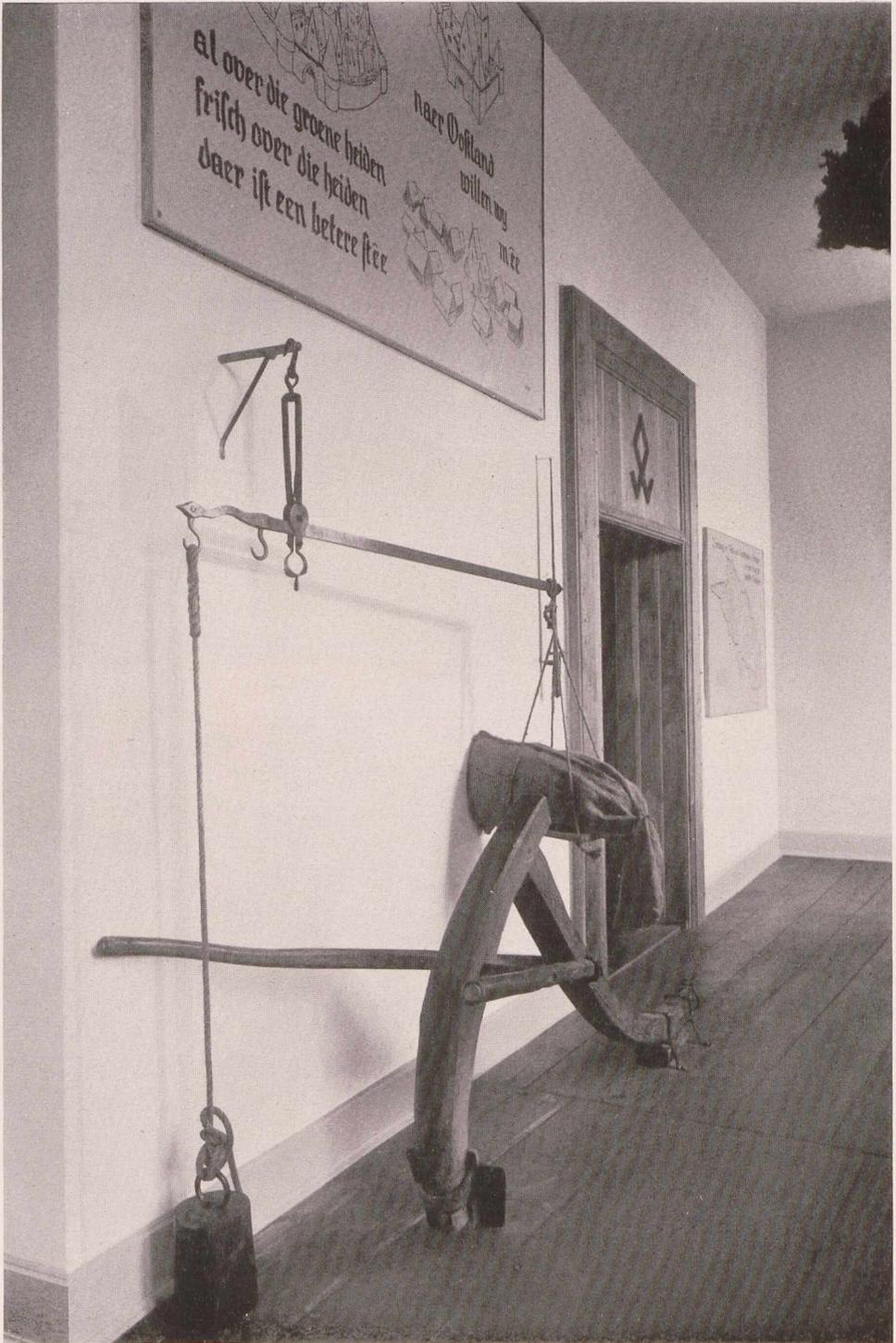
Alter Hausrat ist es, Jahreszahlen verkünden, daß er oft schon älter ist als hundert und zweihundert Jahre. Dennoch ist er so gegenwartsnah, daß wir heute noch uns mit ihnen umgeben möchten. Das kommt, weil hier die Phantasie des Schöpfers seinen ganzen Lebenskreis in heißen Farben wieder erstehen ließ. Die Blume des Feldes, der kunstvolle Strauß, die Ähre, die in schwerer Arbeit errungene Frucht verflochten sich unter bedächtig schaffender Hand zum Ornament, das Leben atmet. Einfach und praktisch ist alles, dazu schwer und dauerhaft. Diese Schränke und Truhen sind gearbeitet, um Jahrhunderte vorzuhalten und zu erfreuen. Wie nüchtern wirken dagegen die polierten häßlichen Möbel, die wir heute oft in Bauernstuben finden, und wie kurz ist (Gott sei es gedankt) deren Lebensdauer.

Schwerer, alter Schmuck, farbenfrohe Bauerntrachten finden sich in einem anderen Raum. Das sind nicht Dinge, die erworben, eine kurze Zeit getragen und dann weggelegt wurden, sondern es sind Dinge, die teuer, sehr teuer waren, deren Anschaffung nach Form und Farbe genau überlegt war, die aber dafür auch nicht veralteten und ein ganzes Leben halten mußten und hielten. Schön sind all die Dinge, und wie alles wirklich Echte sprechen sie uns heute noch an. Vielleicht geben uns gerade die Puppen einen kleinen Einblick in das phantasievolle Geheimnis ihrer eigenartigen Schönheit.

Aus einfachem Stroh sind die Puppen, tragen kein Gesicht und können nicht „Mama“ sagen wie die „Negerpuppen“ unserer städtischen Spielwarengeschäfte, und dennoch sind sie nicht so langweilig wie jene. Hier konnte die kindliche Phantasie noch arbeiten. In diese Strohpuppe legte sie ganz ihr Leben und ihren Lebenskreis, ihr Schönheitsgefühl und ihr Wissen.

Und wie die Puppen für die Kinder, so zeugt der Hausrat für die Erwachsenen. Die harten, versonnenen Menschen legen noch heute den Samen in die Erde wie vor Jahrhunderten. Ihr Hausrat aber will Richtschnur sein für neues, schöpferisches Gestalten des bäuerlichen Heimes.

\*



„Naer Oostland willen wy riden“

Der Pflug der deutschen Siedler eroberte Schlefien

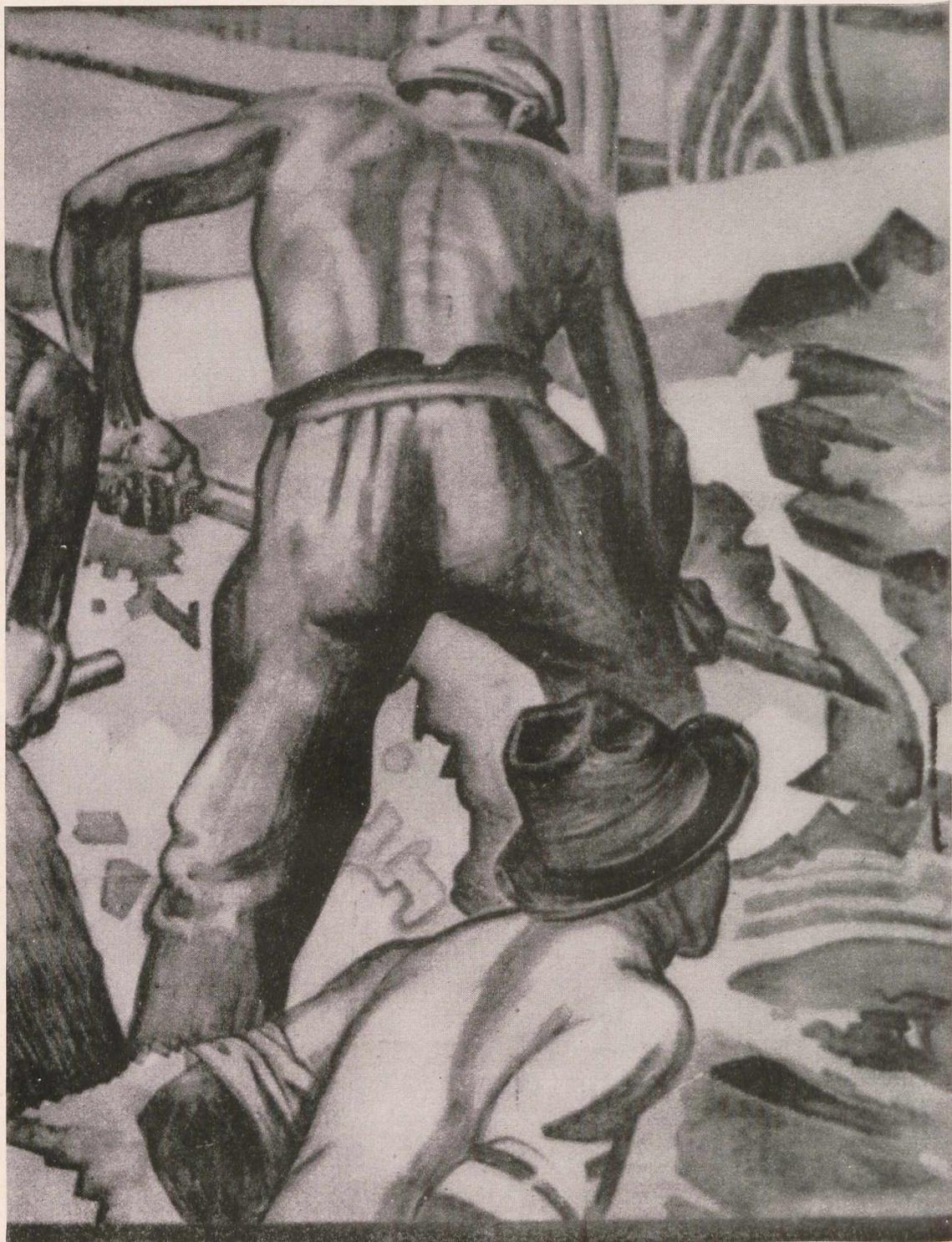


Proben bäuerlicher Handwerkskunst





Bäuerliche Trachten aus Oberschlesien



Albert Bothe: „Arbeit“ Detail zu einem Mosaik

Der Versuch einer Deutung:

# Die Befreiung der Arbeit

Von Georg Meichsner

„Arbeit, das ist das Neue Testament des 20. Jahrhunderts, leider noch nicht geschrieben, leider noch Offenbarung, bis jetzt immer nur noch von der Arbeiterschaft erwartet. Wer die Arbeit befreit, befreit in Wirklichkeit auch den Arbeiter.“  
Dreßler-Andreeß, Hermsdorf, den 29. 1. 1937.

Es ist eine ungeheure Fülle von Büchern, Broschüren und Aufsätzen über das Wesen der Arbeit geschrieben worden; sie treffen nicht den eigentlichen Kern der Frage. Wenn zum Beispiel die abstrakte Definition des Begriffes „Arbeit“ diese kennzeichnet als jede zweck- und sinnvoll gerichtete Tätigkeit, ist das eine bloße Spiegelfechterei, die an Stelle des Begriffes „Arbeit“ den Begriff „Tätigkeit“ setzt. Ganz abgesehen davon, überlege man folgendes: Es wird im Ernst doch wohl keiner bestreiten wollen, daß ein raffiniert durchdachter und ausgeführter Einbruch keine sinnvoll ausgerichtete „Tätigkeit“, also „Arbeit“ darstellt. Trotzdem wehren wir uns aus einem natürlichen Rechtsempfinden dagegen, diese „Tätigkeit“ als „Arbeit“ zu bezeichnen. Oder vergegenwärtigen wir uns etwa die biblische Definition des Alten Testaments, die den Arbeitsbegriff in seiner Wertung dort einsetzt, wo der Mensch aus dem Paradies vertrieben wird; oder denken wir an die Definition des Neuen Testaments, das einseitig den Arbeitsbegriff mit dem Seligkeitsbegriff verbindet: „... und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“

Wir müssen einen ganz anderen Ansatz suchen. „Arbeit“ ist nicht eine begriffliche intellektuelle Konstruktion, sondern eine menschliche Urfunktion. Dabei kommt es nicht auf die Arbeit an sich an, die es gar nicht gibt, sondern auf die Wertung einer Arbeitsleistung und ihres Trägers. Das ist das Entscheidende. Diese Frage wiederum ist in ihrem tiefsten Grund eine Frage der Rassenseele. Gehen wir mit dieser Grundlage an die einzelnen Definitionen des Arbeitsbegriffes erneut heran, werden uns die unterschiedlichen Wertungen entsprechend der verschiedenen Rassenseen klar. Der Neger und der Jude zum Beispiel haben eben auf Grund ihrer besonderen rassischen Struktur andere Begriffe vom Wesen der Arbeit als etwa der Deutsche oder der Franzose.

Wenn vom „Adel der Arbeit“ gesprochen wird, ist das zunächst einmal eine Phrase, solange der Arbeitsbegriff als Rassenseelenausdruck noch nicht erkannt und gewertet ist. Jedenfalls merken wir verdammt wenig vom Adel der Arbeit im Getriebe des grauen Werktages. Wir müssen der gegebenen Notwendigkeit klar ins Auge sehen und dürfen uns durch nichts blenden lassen.

Der junge Mensch empfindet die Arbeit zunächst als Spiel und übt dabei unbewußt die notwendigen Organe und Funktionen. Mit dieser spielmäßigen Arbeitshaltung verbindet sich ein ganz bestimmter romantischer Arbeitsbegriff.

In dem Augenblick jedoch, in dem der junge Mensch aus seiner spielmäßigen Arbeitshaltung hinaustritt in die Realität des Alltags, wird die Arbeit — als Berufswunsch — ihres romantischen Charakters entkleidet, und nun ergeben sich jene Konfliktstoffe, an denen entweder der Mensch selbst oder aber, und das ist in der Regel der Fall, die Arbeit als Wertmaßstab dauernd verschüttet wird. Aus der Arbeit wird die „Tretmühle“; darüber täuscht kein Schlagwort vom „Adel der Arbeit“ hinweg. Die hier einsetzende soziale Kritik ist der psychologische Umschlagspunkt in der Einzelseele.

Es ergeben sich nun notwendig die folgenden Möglichkeiten der Flucht vor diesem Unbefriedigtsein:

1. Der Mensch flüchtet aus der „Tretmühle“ als Sonderling in eine Scheinwelt, die er sich allein oder mit Gleichgesinnten aufbaut. Das System dieser Scheinwelt ist entweder
  - a) religiös-sektiererisch
  - b) weltbürgerlich-romantisch
  - c) anarchistisch-bolschewistisch.

Das Ziel aller drei Richtungen ist eine Idealgestaltung der Gesellschaftsordnung, die ihre Erfüllung im Jenseits, im Weltbürgertum oder utopischen Zukunftsstaat findet. Dabei — und das ist das Kennzeichen dieser ersten Gesamtgruppe — ist das Wollen durchaus unklar und verworren.

2. Der Mensch erkennt die äußere Notwendigkeit der Arbeit als Existenzgrundlage an und bleibt im Gegensatz zur ersten Gruppe in der Realität des Lebens stehen, zieht aber einen deutlichen Trennungstrich zwischen Arbeit und Feierabend. Hier aber berührt er sich wieder ideenmäßig mit der ersten Gruppe. Der Feierabend in seiner Gestaltung soll die eigentliche Erfüllung des Lebens bringen; nicht die Arbeit selbst. So erleben wir die ungeheure Fülle des Vereinswesens aller Art, angefangen von den Volksbildungsvereinen über die Sportvereine und Briefmarkensammlerklubs bis zum harmlosen Rauch- und Skatoverein. Eine soziale Kritik setzt in dieser Gruppe erst dann ein, wenn die Arbeit als notwendige Existenzgrundlage entzogen wird.
3. Der Mensch erkennt, daß die Lösung des Konfliktes nicht im Wesen der Arbeit, sondern im Wesen ihres Trägers, des Arbeiters liegt. Aufgabe ist für ihn also nicht die Umgestaltung der Arbeit als solche, sondern eine eigene seelische Umschmelzung in der Arbeitswertung. Das ist wahrhaft Revolutionierung. Das ist zuletzt die Aufgabenstellung der sozialen Frage schlechthin: eine solche Gestaltung des Arbeitsethos — praktisch vor allem — daß er äußeren Ausdruck der Rassenfeelenhaltung darstellt.

Mit der Formulierung der dritten Gruppe sind wir dem eigentlichen Wesensgefüge unserer Zielsetzung am nächsten gekommen. Es handelt sich also weitesthin nun darum, die bewegende Funktion zu finden, die eine revolutionäre Neugestaltung des Begriffes der Arbeitsethre zuläßt. Diese muß als Funktion dieselbe Urgewalt aufweisen wie die Arbeit als menschliche Urfunktion.

Diese entsprechende Funktion hat der Nationalsozialismus in dem Begriff der „Freude“ gefunden. Freude als der Stolz auf die eigene Gesamtleistung als einzelner oder des ganzen Volkes. Freude als der bewegende Motor im Berufsleben, der erst die Spitzenleistungen schafft und gestaltet. Deshalb hat die Befreiung der Arbeit nichts zu tun mit Lohnfragen; deshalb wird die soziale Frage nach Erlösung des schaffenden Menschen eine Angelegenheit der Befreiung der Seele. Das ist keine romantische Schwärmerei, sondern bereits in ihren Anfängen sich zeigende geschichtliche Realität. Nicht Wissen ist Macht, sondern Glück ist Macht. Allein der glückliche Mensch ist wahrhaft frei.

Es wäre sinnlos und die gesamte Arbeit der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ fehlgeleitet, wenn sie nur den Sinn hätte, etwa dem Menschen die Schönheit der Meere und des deutschen Landes zu zeigen, um ihn dann die Tretmühle um so schmerzhafter empfinden zu lassen; ihm die ideale Gestaltung seines Feierabends zu zeigen, um ihm den grauen Alltag dann um so farbloser empfinden zu lassen. Nein. Gerade dann — und die Praxis hat es gezeigt — setzt die soziale Kritik um so stärker ein, da das gegebene Spannungsverhältnis von Sein und Schein, von Idee und Realität ganz deutlich aufgezeigt wird. Es gilt einen Fehler aus der Arbeitsweise um die Neuschaffung einer Arbeitsethre aus der nordischen Rassenseele heraus ganz klar aufzuzeigen. Das ist die geradezu nun schon klassisch gewordene Spaltung des Arbeitsmenschen in Arbeitszeit und Freizeit, in Werktag und Feierabend.

Es ist nicht nötig, im Rahmen dieser Arbeit über die vielen Ansätze zu sprechen, die hier bereits gemacht worden sind: Schönheit der Arbeit, Betriebsport, Werkkonzerte, Kameradschaftsabende usw. Wir dürfen uns dabei aber nun nicht täuschen lassen von der augenblicklichen Reaktion. Schöne vorbildliche Betriebe hat es schon immer gegeben; aber nicht aus der Erkenntnis, daß diese notwendig sind im Hinblick auf eine bestimmte Formung des Arbeitsethos nach dieser Richtung hin, sondern aus der kühlen Vernunft des Unternehmers heraus, der rein rechnerisch feststellen konnte, ohne nach dem tieferen Grund zu fragen, daß die Arbeitsleistung in vorbildlichen Betrieben plötzlich anstieg.

Von diesen eben aufgezeigten Einschränkungen abgesehen, wäre man versucht, diese Zweiteilung in Arbeit und Freizeit aus dem eigentlichen Wesen der menschlichen Seele oder aber aus dem Wesensgefüge der Arbeit heraus zu erklären. Beides ist unmöglich. Der Mensch als Totalität bedingt die Totalität seiner Funktionen. Also mußte der Ausgangspunkt falsch sein. Dieser lag bisher darin, daß man eben diese Totalität nicht erkannte oder nicht erkennen wollte. Man setzte Arbeiter und Arbeit nicht in ihr natürliches organisches Verhältnis, wie das oben aufgezeigt wurde, sondern betrachtete beide getrennt voneinander, so, als ob „Arbeit an sich“ und „der Mensch an sich“ bestehen könnten und nur durch ein zufällig geschaffenes oder sinnvoll herbeigeführtes Relationsverhältnis miteinander in Berührung gebracht worden seien; ein Verhältnis, das jederzeit von beiden Seiten ohne Schaden für die andere

wieder gelöst werden kann. Aus dieser Grundhaltung heraus mußte sich notwendig eine materialistische Gesellschaftsordnung entwickeln, die das organische Arbeitsverhältnis durch einen Kaufvertrag ablöst. Der arbeitende Mensch verkauft seine Arbeitskraft, und der Arbeitslohn wird umgekehrt wieder zum Wertmaßstab der Arbeitsleistung. Die Rechnung der liberalistischen und marxistischen Wirtschaftsordnung ging also tatsächlich auf, und verwunderlich für diese Denkweise blieb nur, daß die soziale Kritik trotzdem nicht schweigen wollte.

Der Nationalsozialismus setzte nun gemäß seiner weltanschaulichen Grundlage an Stelle des Begriffes „Arbeit“ den Begriff „Arbeiter“ und ist auf dem Wege, vom Menschen aus die Lösung der sozialen Frage zu organisieren. Dabei kommt es zuletzt, wie oben bereits erwähnt, nicht auf eine möglichst hohe Steigerung eines Arbeitslohnes, sondern auf die seelische Revolutionierung des Verhältnisses des Arbeitenden zu seinem Werk an. Dieses Arbeitsverhältnis kann, wenn der Beruf als „Berufung“ einmal richtig erkannt und gewählt ist, nicht ohne Schaden für beide Teile wieder gelöst werden. Die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ hat auf diesem Frontabschnitt von sich aus dazu beizutragen, daß dieser Arbeitsstolz in jeglicher, auch der kleinsten, Äußerungsform des Alltags ihren sichtbaren Ausdruck findet. So gehört, in diesem Sinne verstanden, die Gestaltung des Feierabends und die ungeheure Organisationsarbeit des Amtes RWU. genau so notwendig zur Erfüllung dieser Arbeitsehre wie die tägliche Treue im kleinsten der Berufsarbeit. Der schaffende Mensch, der in dieser Weise Teil hat an allen Kulturgütern dieses Volkes, deren höchstes die Arbeit ist, wird zu einer sozialen Kritik schon deshalb nicht mehr gelangen können, weil er ja dann die letzten Wurzeln dieser Kritik in seiner eigenen Unzulänglichkeit zu suchen hat, wenn er nicht fähig ist, sich zu dem neuen Arbeitsethos durchzuringen.

Die Neugliederung und Neuaufteilung der Deutschen Arbeitsfront in Hauptarbeitsgebiete nach weltanschaulichen Gesichtspunkten, in der die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ zusammen mit dem Amt für Berufserziehung, dem Heimstättenamt und dem Amt für Volksgesundheit in der Hauptgruppe „Hebung des Lebensstandards“ zusammengefaßt ist, zeigt eindeutig die Marschrichtung im Sinne der obigen Zielsehung auf.

★

# Der schlesische Dramatiker Alfons Teuber

„Ich will den weitverbreiteten Wahn, als ob der Dichter etwas anderes geben könne als sich selbst, als seinen eigenen Lebensprozeß, bestreiten . . .“

Friedrich Hebbel.

Es scheint sich uns, wenn wir vom schlesischen Dichten reden und von seinem Recht, immer zuerst jene lyrische Ausprägung, jene im Schauen gewonnene Welt eines Böhme und Eichendorff und eines Carl Hauptmann zu künden, in der sich der Wald und der Berg und das Morgenrot eines seelischen Reiches zu Liedern, zu Sprüchen, zu Meditationen verdichtet haben. Weniger, wenn auch bisweilen mit starkem Hinweis, besinnen wir uns der Romane, die hier entstanden; und selten nur sind wir uns jenes Reichtums bewußt, der, im schlesischen Wesen und seiner „Gedoppeltheit“ tief gegründet, den Boden durchbrach und zur Blüte kam und eine Dramatik hervorschof, aus deren Schärfe und Schlagkraft, aus deren heißem und handlungssteigernden Stil die deutsche Bühne — Gerhart Hauptmann — dann lange Zeit lebte.

Heut, da ein Schlesier, Hans Christoph Kaergel, mit Fabeln der Heimat und ein anderer, Walter Stanietz, mit Gestalten des bäuerlichen und des gebirglischen Lebens und ein dritter, der junge Alfons Teuber, mit einer Inflationstragödie und einem Lustspiel die Bühne erobert haben, will es uns als eine Pflicht erscheinen, des dramatischen Gutes im schlesischen Gegenwartsschrifttum zu denken.

Eine bevorstehende Uraufführung im Breslauer Schauspiel, die des „Glückstopfes“ von Alfons Teuber, sei Anlaß, den Weg und das Schaffen dieses in München lebenden Schlesiers zu betrachten.

28 Jahre hat Teuber in Breslau gelebt, von 1903 — er ist am 15. Mai dieses Jahres geboren — bis 1931. Sein Vater stand in der Hitze einer Backstube, und so wurde auch er — nach kurzem Besuch einer hiesigen höheren Schule — Lehrling in der Bäckerei. Er wurde Geselle, begann zu schreiben — mit 18 Jahren gleich einen Roman —, lernte Paul Barsch kennen, ging auf die Walze und bestand, zwanzigjährig, als jüngster in Deutschland die Meisterprüfung. Von da an hatte er nach dem Tode des Vaters erst um die übernommene Bäckerei, dann um seine Familie, als Reisender einer Backpulverfabrik und schließlich, als Meisterschüler Falkenbergs in der Münchener Schauspiel- und Filmschule, um seinen Unterhalt zu kämpfen. Der Kampf aber wurde sein Glück: in seiner Schwere entrang er sich die Disziplin seiner Kunst. Mit ausgezeichnete[r] Staatsprüfung und einem gleichzeitigen Engagement an die Münchener Kammerspiele endete das Studium. Und was darauf folgte, es war Ertrag eines jahrelangen Schaffens: die Aufführung seines Schauspiels „Die Mähmaschine“, die Berufung an den Rundfunk als Spielleiter, die zweite Aufführung „Pegasus und Musterkoffer“ im Münchener Staatstheater, in der er mit dem bekannten Paul Westecker zusammen die

Hauptrolle spielte, sein Einsatz im Film und — nun bevorstehend — die Uraufführung der Dorfkomödie „Der Glückstopf“ im Breslauer Schauspielhaus. Was Teuber mit dieser Tragödie der Inflationsmenschen geschaffen hat, mit diesem Vater, dem Bauern und heimgekehrten Soldaten, in seiner Unerbittlichkeit, in seinem bleichen, beschatteten und von der Weltnacht des Krieges verdüsterten Antlitz, mit dieser Mutter, die — ein Gegenpart — mit dem einen Auge sehnsüchtig nach allen gleisnerischen Dingen des Lebens schaut und so schon die Eintracht stört, die sich einstellen müßte, und — schließlich — mit diesem Sohn, der in der Stadt einen wichtigen Vertrauensposten bekleidet, der aber — gehehrt von der Meute Inflation — spekuliert und spekuliert und, als der Dollar steht, in seiner unerfülllichen Sucht den Beamten erschlägt und den Konflikt auf den Gipfel und, in der letzten, der Kerkerzene, in die Nacht hineintreibt: all das, im Verein mit der Menschlichkeit, die jede Person in ihrer blutvollen Nähe mitleben läßt, hat ein Zeitbild und doch ein allgemeingültiges gebannt; „Nee, ich stoß dich nicht von mir“, sagt Gustav Hanke zu seinem Sohn zuletzt, und ein Vater-Sohn-Thema — oft gewandelt im deutschen Drama — hat sein befreiendes Wort.

Farbiger in den Charakteren und nicht so beschattet gibt sich das jüngste Werk Alfons Teubers, „Der Glückstopf“, eine fünftaktige schlesische Dorfkomödie. Die Fabel ist findig: bei einem schweren Gewitter — der Anfang des Stückes ist eine Verwirrung, und das ist gut — brennt dem armen Holzschnitzer und Arbeiter Heinrich das Haus ab. Während des Löschwerkes wird zwischen den Mauern ein altes Goldstück gefunden. Der Lehrer meint, und es fällt ihm die Mär von einem alten, von Wallensteinern vergrabenen Kirchenschatz ein, dieses Goldstück sei Teil eines Glückstopfes. Die ganze Gemeinde wird durcheinandergebracht. Nachts noch gräbt man auf der Brandstätte nach Gold: der Gendarm, seine Frau, der Schulz und die hohe Obrigkeit, alle wollen den Glückstopf stehlen, ja der Schulz und die Obrigkeit gar wollen zur Sicherheit das Grundstück kaufen. Nur Heinrich läßt davon. Er ist ehrlich, er sagt, daß das Goldstück ein altes Andenken sei, nichts weiter. Aber Schulz, dessen Tochter der arme Heinrich begehrt, wehrt sich sehr heftig dagegen. Bis, nach einfallsreichen und schillernden Szenen, durch eines Vagabunden rührige und immerwährende Art alle Verwirrung in eine Wahrheit sich läutert. Und diese Wahrheit auch ist der Weg, auf dem die Liebenden einander finden.

Mit gutem Theaterinstinkt ist dieses Werk gebaut: vor allem der Vagabund — dem Hebbelschen im „Trauerspiel in Sizilien“ ähnlich — ruft jedes Wort zur Erregung der Zuschauer aus. Und seine Eindringlichkeit nimmt nicht wunder, wenn man Teubers Lebensweg selbst als ein Stück Vagantentum begreift; in dem Sinn allerdings, in dem alles Dichtertum ein immergetriebenes Wandern durch Dunkel und Licht und durch Leiden und Lust aller Welt ist.

Und so wollen wir den Dichter, unseren Schlesier, zu seiner Uraufführung in Breslau begrüßen und hoffen, daß auch seine Breslauer Aufführung ein voller Erfolg wird.

Wolfgang Schwarz.

# Der Glückstopf

Komödie in fünf Aufzügen von Alfons Teuber

Vierter Aufzug, sechster Auftritt

Dagabund: Nu is Ruhe.

Schulze: Also — was is?

Dagabund: (nachdem er sich erst scheu umgesehen hat): Schulze, hört ooch niemand?

Schulze: Nee, nee.

Dagabund: (mit Nachdruck jede Silbe): Also, Herr Gemeindevorsteher, der Schatz is — da!

Schulze: Du, mach' keene Witze hier — sonst . . .

Dagabund: (immer in unterdrücktem, abtastendem Ton): Moment — wenn ich fragen darf: Wo soll denn der bewußte Tukatén herkimma sein, hä?

Schulze: Der eene Dukaten! Schon immer hat er 'n in seinem Nachtkästel gehabt, der Lumpe, der!

Dagabund: So? (Sieht sich erst scheu um) Nu sieh mal einer an! (Nimmt umständlich aus der Westentasche ein stark abgeschabtes Silberstück und wirft es auf den Tisch) Da! Und was is dann das hier; hm?

Schulze: Was? (Betrachtet gleichgültig die Münze) 'ne alte Silbermünze.

Dagabund: Ja, woll schon sehr alt; schon ganz abgewetzt. Wohl mindestens schon so alt wie der Dukate, (ironisch) der doch eim „Nachtkästel“ gelegen haben soll; nich wahr?

Schulze: (konsterniert): Wo haben Sie die Münze her?

Dagabund: Schulze, Sie dürfen's aber ja nicht weiter sagen!

Schulze: Nu, so red' doch!

Dagabund: Eh' jemand kimmt, schnell! (zieht ihn an den Tisch; setzen sich)

Schulze: Also?

Dagabund: (ganz gedeckt): Verstehen Sie? Wie ich heut nacht ei d'r Brandstätte schlafen wollte — weil's doch dort warm is; nich? —, do seh ich, wie sich d'r Heinrich dort zu schaffen macht.

Schulze: Ei d'r Nacht? Er sagte doch, er wollt gleich 'nüber in die Stadt?

Dagabund: Hat er gesagt, ja; uf eemal knackt mir so 'n dürrer Ast unter die Füße — und mei' Heinrich ein paar Balken über das Loch geschmissa und hostewaskannste uf und davon!

Schulze: Was für a Loch?

Dagabund: Man könnt ja ooch „Nachtkästel“ sagen; nich wahr?

Schulze: Hä?

Dagabund: Ich mich also 'nüber gemacht und visitiert; nich?

Schulze: A Loch! Und was war drinne ei dem Loch? Een Topp, oder . . .

Dagabund: Topp? Ja, wohl mehr aso . . . (Zeigt mit den Händen eine unbestimmbare Form)

Schulze: A Kasten?

Dagabund: Ganz recht; ja, so was Viereckiges.

Schulze: Herze! Eh' Sie an Ton 'rausbringa! Da red' doch schneller!

Dagabund: Ich muß mich ja ooch gleich verzwirnen; mir war's, als eb wer käme!

Schulze: (immer gespannter): War a Schloß dran?

Dagabund: Wo?

Schulze: An dem Kasten?

Dagabund: freilich! So a großes!

Schulze: Und die Silbermünze is aus dem Kasta?

Dagabund: Wo a Schloß dran is! — Nee, die ha' ich so gefunden, gleich daneben, ei dem Loche. Und das laß ich mir nich nehmen — wie's der Lehrer vor a paar Minuten hier am Tische Wort für Wort vorgelesen hat, aus d'r Chronik, das is der von die Wallensteiner vergrabene Kirchenschatz!

Schulze: (völlig unsicher): Grade hat mir der Pichel sowas gesagt — aber, was hält mich d'r Heinrich dann so zum Narren?

Dagabund: Tja!

Schulze: Will er denn nich mehr verkaufen?

Dagabund: Vielleicht, daß der Knieling, wo er jetzt hingehet, noch besser zahlt?

Schulze: Aber mich dann aso an der Nase rimzuführen! Und wo er doch auch um die Liese so 'rum is!

Dagabund: Ah, die Liese! Der macht euch doch alle bloß zum Gokelmännel!

Schulze: Jetzt wär ihm die ooch noch Wurscht? So a Spitzbube, niederträchtiger! Anzeiga müßt man den ganzen Schwindel!

Dagabund: (vertraulich kichernd): Nee, Sie, do wüßt ich was Besseres.

Schulze: Was?

Dagabund: (immer suggestiver): hm? Wo der Heinrich selber sagt, daß ke e' Schatz da wär — könnt' man ihm da nich zu seinem Rechte verhelfen — hä?

Schulze: Ich versteh dich nich.

Dagabund: Nu, wenn dann wirklich ke e' Schatz mehr da is — dann könnt' er doch nischt sagen; wie? (Stößt ihn an und kichert)

Schulze: Du meenst?

Dagabund: Wo ich weeß, wo d'r Kasten liegt!

Schulze: Aber nee! Das gieht doch nich!

Dagabund: Wo das Geld da draußen keenem nich gehört!

Schulze: (gierig): A ganzer Kasten voll!

Dagabund: Und wenn das Grundstück noch aso teuer wird! Könnst es dann nich leicht bezahlen?

Schulze: (wirft die Münze auf den Tisch): Silber is es — guttes Silber.

Dagabund: Und das schwere Gold.

# Wir rufen die Volksspieldichter:

## Schreibt Spiele für unsere Volksspielscharen!

In unserem Bemühen um eine wurzelechte deutsche Volkskultur ist die Pflege des Volksspiels von besonderer Bedeutung. Es befriedigt nicht allein eine allenthalben verbreitete Spielfreudigkeit, es vermag den bewegenden Dingen in unserem Erlebnisbereich sinnfälligen Ausdruck zu verleihen und hilft uns, sie über den Alltag hinauszuheben und — sei es in fröhlicher Laune, sei es in ernsthafter Besinnung — damit dem Feierabend Sinn und Gestalt zu geben. Für solches Spielen in unserem Volk fehlt es aber immer wieder an Stücken, die nach Inhalt, Sprache und Form den Gegebenheiten einer Volksspielschar gerecht werden. Dort, wo das Volksspiel am meisten der Förderung bedarf, auf dem flachen Lande, in der Kleinstadt, auf dem Dorf, aber auch im Großstadtbetrieb, erweisen sich von den zahlreichen bereits veröffentlichten Laienspielen die meisten als mehr oder weniger unbrauchbar, weil sie erstens dem Erlebnisbereich dieser Ebene nicht nahe genug sind und zweitens im Hinblick auf die Spielfähigkeit einer Laienspielgruppe und die technischen Voraussetzungen meist kaum darzustellen sind.

Im Mittelpunkt unseres Bemühens aber steht das Bauerntum unseres schlesischen Dorfes und das Arbeitertum unserer schlesischen Betriebe, steht der Dienst an unserer schlesischen Jugend. Sie sind alle durch unzerstörbare Kräfte gebunden an den Boden der Heimat, an Volk und Volkstum, an das Reich und an die hohen Werte einer Weltanschauung, die sich in Adolf Hitler unvergleichlich groß verkörpert. Diesem höheren Leben in der Gemeinschaft kann unser Spiel dienen, wenn es ohne Phrase und Theater, sondern schlicht und einfach in der Sprache, echt und natürlich in der Empfindung den Menschen sprechen läßt, was ihm am Herzen liegt.

Dabei sei einer besonderen Aufgabe gedacht, die der Volksspielschar heute im schlesischen Raum zufällt: Wir brauchen Spiele für unser Grenzland, die aus dem Volkstumskampf heraus gestaltet und geeignet sind, zur Besinnung aufzurufen, wach zu machen und kampfesfroh für den Kleinkampf des Alltags, in dem das Grenzvolk bestehen muß, wenn es nicht vergehen will.

Wir brauchen Spiele, die hier eine Lücke ausfüllen und uns helfen, mit den Volksspielscharen dem Leben der Gemeinde, des Betriebes, der Parteilgliederungen Inhalt und Prägung zu geben.

Darum rufen wir euch auf:

Gebt uns Spiele, die aus dem Volk zum Volk reden, einfache, echte, deutsche Spiele!

Wir rufen nicht nur die, denen Schreiben zum Beruf geworden ist. Wir rechnen nicht weniger auf euch, die ihr durch euer Alltagsleben in der Dorfgemeinschaft, in der Werkstatt, durch euren Volkstumskampf an der Grenze berufen seid, euer Erlebnis zum allgemeingültigen Bild für unser Volk zu gestalten.

Um an diese bedeutende Aufgabe möglichst viele Mitarbeiter heranzuführen, schreiben wir hiermit einen

## Wettbewerb für Die Schaffung von Volksspielen

aus und geben die hierfür maßgebenden Bedingungen bekannt:

### I. Stoff (Gegenstand)

Die Spiele sollen sich vornehmlich mit folgenden Gedanken befassen:

- a) Bauerntum, Klasse, Volk, Sippe, das Dorf — der Hof — Wert der bäuerlichen Arbeit — Landflucht — bäuerliches Brauchtum — Jahreslauf — Saat und Ernte — Familie — Dorfgemeinschaft.
- b) Arbeitertum, Leistung und Tüchtigkeit, männlicher Einsatz in Gefahr, Bergmannsleben, Handwerkerum und Stände — Brauchtum — Stadt und Land — Erziehung und Familienleben.
- c) Soldatentum — junge Mannschaft — Kampf der Bewegung — Totenfeier.
- d) Volk an der Grenze — Deutsches Volkstum jenseits der Grenze — Gewalt geht vor Recht — Treue zur Heimat / Verrat am Volkstum.
- e) Märchenhafte Spiele — phantastische Stoffe — lustige, scherzhafte Stücke.

Diese Anregungen wollen nicht einengen, sondern sollen nur besagen, welche Lücken zu füllen sind. Im übrigen ist der Phantasie der Bewerber freier Spielraum gelassen.

Auch Spiele für das Puppentheater, vor allem solche, die in lustiger Form politische Erziehungsarbeit unterstützen, können wir brauchen.

Sehr erwünscht ist die Bearbeitung ernsthafter Wahrheiten auch in heiterer Form. Sie spricht leichter an und ist darum wirksamer.

Ausgeschlossen sind Spiele, die örtlich gebunden sind und inhaltlich deshalb für einen weiteren Kreis nicht in Betracht kommen.

Spiele, die zwar schon aufgeführt, aber noch nicht gedruckt worden sind, können zum Wettbewerb eingereicht werden.

### II. Schwierigkeitsgrad.

Es werden vorwiegend Spiele einfachster Art verlangt, die schlichten Darstellern keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bieten. Damit sollen Spiele, die Anforderung höheren Grades stellen, nicht ausgeschlossen werden. Dagegen müssen solche Spiele ausgeschieden, die eine Darstellung durch Berufsschauspieler unerlässlich machen.

### III. Sprache.

Schlesische Mundarten können verwendet werden.

### IV. Altersstufe der Darsteller.

Neben Spielen, die zur Darstellung durch Erwachsene und reifere Jugendliche bestimmt sind, sind Spiele, die von Schulkindern — 10- bis 15jährigen — aufgeführt werden können, sehr gesucht.

### V. Frauenspiele.

Frauenspiele, die nur Frauen (Mädchen) als Darsteller verlangen, sind gleichfalls erwünscht.

### VI. Zahl der Darsteller.

Die Zahl der Hauptdarsteller soll niedrig gehalten werden, in der Regel 6—8 nicht übersteigen. Dagegen ist die Verwendung von Volksgruppen für größere Auftritte möglich. Auch ist an Spielen gelegen, die die Zuschauer mit einbeziehen.

### VII. Spieldauer.

Die Spiele sollen mindestens 15 Minuten und höchstens 1 Stunde Aufführungszeit erfordern.

### VIII. Technische Einrichtung

Darf nicht vorausgesetzt werden, Stübühne oder einfache Zimmereinrichtung u. ä. muß genügen. Ein Spiel in der Mitte des Saales und der Zuschauer enthebt uns aller Bühnensorgen und erleichtert die Gemeinschaftsbildung.

### IX. Beteiligung am Wettbewerb.

An dem ausgeschriebenen Wettbewerb kann jeder deutsche Volksgenosse teilnehmen, der im gesamt-schlesischen Raum ansässig, der Herkunft nach Schlesien ist oder sich auf andere Weise mit Schlesien verbunden fühlt. Mit der Arbeit ist ein Personalbogen einzusenden, der über Beruf, Alter, Wohnung, Zugehörigkeit zur NS.-Bewegung Auskunft gibt.

### X. Einsendetermin.

für die Einsendung wird als Schlußtag der 28. Februar 1938 festgesetzt. Die Einsendung mehrerer Arbeiten ist gestattet, es kann aber nur ein Preis zuerkannt werden, der Ankauf weiterer Arbeiten bleibt vorbehalten.

### XI. Prüfung der eingesandten Arbeiten.

Die Arbeiten werden von einem Prüfungsausschuß geprüft, der sich aus folgenden Mitgliedern zusammensetzt:

für die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, Gaudienststelle Schlesien . . . . .	Landesrat Käte
„ „ Landesbauernschaft Schlesien . . . . .	Pg. Rahm
„ „ Hitler-Jugend, Gebietsführung Schlesien . . . . .	Bannführer Neumann u. Dr. Förster
„ den Bund Deutscher Mädel, Obergau . . . . .	Kulturstellenleiterin Hertha Kramer
„ „ Bund Deutscher Osten, gleichzeitig für den Herrn Oberpräsidenten . . . . .	Dr. Pampuch
„ die NS.-Frauenshaft . . . . .	Gaufrauenchaftsleiterin Pgn. Lindner
„ das Reichspropagandaamt Schlesien . . . . .	Dr. Schulz
„ die Reichschrifttumskammer, Landesstelle Schlesien, gleichzeitig für den Reichsfender und SP.-Gruppe Schlesien	Waldemar Glaser
„ „ Herren Regierungspräsidenten Liegnitz, Breslau, Oppeln	Reg.-Rat Dr. Kobra
„ den Herrn Landeshauptmann . . . . .	Dr. Gralka
„ „ Reichsarbeitsdienst . . . . .	Arbeitsführer Dr. Weicker

### XII. Preisverteilung.

Es werden folgende Preise ausgesetzt:

1. Preis . . . . .	RM. 300,—	=	RM. 300,—
2. Preis . . . . .	RM. 200,—	=	RM. 200,—
3 × 3. Preis . . . . .	RM. 100,—	=	RM. 300,—
10 × 4. Preis . . . . .	RM. 50,—	=	RM. 500,—
10 × 5. Preis . . . . .	RM. 25,—	=	RM. 250,—
			<hr/>
			RM. 1 550,—
			für den Ankauf weiterer Arbeiten stehen noch zur Verfügung . . .
			RM. 250,—
			<hr/>
			RM. 1 800,—

Die Preisverteilung erfolgt unter Ausschluß des Rechtsweges und ist unanfechtbar.

### XIII. Besitzrecht.

Durch Zuerkennung eines Preises geht das betreffende Spiel in den Besitz der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, Gaudienststelle Schlesien, über und kann von dieser Dienststelle beliebig verwertet werden.

In dem zugesprochenen Preis ist die Gebühr für die Erlaubnis zu den ersten zwanzig Aufführungen eingeschlossen. Für je zehn weitere Aufführungen wird eine Spielgebühr von RM. 25,— an den Verfasser entrichtet.

Heil Hitler!

NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, Gaudienststelle Schlesien  
Ernst Obst, Gauwart.

# Heimabendgestaltung für euch, schaffende Frauen

Die „Schlesischen Monatshefte“ als Kulturzeitschrift der Deutschen Arbeitsfront NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ haben die ganz besondere Aufgabe, die Arbeit der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ im Betriebe selbst zu unterstützen und zu fördern, wo es nur irgend geht.

Wir haben uns nun entschlossen, damit vielen Wünschen Rechnung tragend, eine Beilage „Heimabendgestaltung für euch, schaffende Frauen“ zu bringen. Dort wollen wir fortlaufend in jedem Monat die Anregungen und Vorschläge der Frauen-Abteilung der Deutschen Arbeitsfront für die Heimabendgestaltung bekanntgeben. Die Themen werden so gewählt sein, daß die jeweiligen Jahresfeste und -feiern berücksichtigt werden.

Wir bringen als ersten Vorschlag Anregung zur Heimabendgestaltung im November mit den Gedenktagen:

9. November 1923: Marsch Hitlers und seiner Getreuen zur Feldherrnhalle in München; 16 Nationalsozialisten fallen.

11. November 1914: Tag von Langemark. Bericht der Obersten Heeresleitung: „Westlich Langemark brachen junge Regimenter unter dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles“ gegen die erste Linie der feindlichen Stellung vor und nahmen sie.“

Wort des Monats:

Besitz stirbt, Sippen sterben,  
Du selbst stirbst wie sie;  
Eins weiß ich, das ewig lebt:  
Des Toten Tatenruhm. (Edda)

Gemeinsames Lied: Nun laßt die Fahnen fliegen in das große Morgenrot, daß uns zu neuen Siegen leuchtet oder brennt zum Tod.  
Denn mögen wir auch fallen — wie ein Dom steht unser Staat. Ein Volk hat hundert Ernten und geht hundertmal zur Saat.  
Deutschland, sieh uns, wir weihen Dir den Tod als kleinste Tat, grüßt er einst unsere Reihen, werden wir die große Saat.  
Drum laßt die Fahnen fliegen in das große Morgenrot. daß uns zu neuen Siegen leuchtet oder brennt zum Tod.

Vorlesen: Walter Flex: „Wanderer zwischen beiden Welten“ von „Unter dem hochragenden Wegkreuz von Jajie“ bis „Der ganz reife Sommer blühte über dem Grabe des Jünglings, als ich schied.“

Anschließend gesprochene Worte von Anacker:

Wir senken die Fahnen, der Toten zu denken,  
der Brüder, die starben, erschlagen vom Feind.  
Sie brachen die Bretsche; sie säen die Saaten;  
Der Sieg, den wir feiern, wär' nicht ohne sie . . .  
So drücken im Geiste wir stumm ihre Hände;  
so ehren wir still ihre Mütter und Frauen,  
die alles geopfert für Deutschland, für uns.  
Und feierlich schwören wir, groß zu vollenden,  
was jene begonnen mit heldischer Tat.  
Wir heben die Fahnen: Die Toten, sie leben!  
Wir tragen ihr Willen hinein in den Staat.

oder

vorlesen aus „Boppele, Reden des Führers“, Eher-Verlag. Die Rede des Führers vor dem Münchener Gericht 1924 oder

vorlesen „Der 9. November“ aus den Vorschlägen der Reichspropagandaleitung zur nationalsozialistischen Feierngestaltung, 2. Jahrgang 1936, einzusehen bei der Kreiswerkstättführung. Anschließend gesprochene Worte von Anacker:

Und ihr habt doch gesiegt!  
Hört ihr des Führers wundervolles Wort,  
Ihr, die ihr lang schon unterm Rasen liegt?

# William Kramer

Breslau, Schweidnitzer Str. 38/40

## Neuheiten für den Winter:

Mäntel und Anzüge / Oberhemden, Cachenezu und Schals in aparten Mustern / Krawatten und Hüte bester Marken / Plaids, Rockdecken / Einrichtungs-Koffer und Reisetaschen

Leder-Jacken und -Mäntel, vollendet in Paßform und Verarbeitung / Wiener Damen-Kostüme und -Mäntel / Schweizer Woll- und Straffalaine-Kleider  
Besonders schöne Handtaschen

Über allem: Qualität!

Wie Glockenschläge tönt es mächtig fort:  
Und ihr habt doch gesiegt!  
Unendlich leuchtet dieser Stunde Glanz —  
dort, wo im Staub einst euer Blut versiegt,  
verkündet heut des Führers großer Kranz:  
Und ihr habt doch gesiegt!  
O, erste Fahnen, die euch sterben sahen!  
Der älteste Standartenadler fliegt;  
Wie Schwingenschläge braust er himmelan:  
Und ihr habt doch gesiegt!  
Ihr hört's in eures Schlummers dunklem Haus —  
Euch dankt für alles Leid, das ihr verschwiegt,  
des Führers Treue übers Grab hinaus:  
Und ihr habt doch gesiegt!

Gemeinsames Lied: Nichts kann uns rauben, Liebe und Glauben zu unserm Land; es zu erhalten und zu gestalten, sind wir gesandt.  
Mögen wir sterben, unseren Erben gilt dann die Pflicht, es zu erhalten und zu gestalten: Deutschland stirbt nicht. Ma.

## Abbruch und Aufbruch

Am 30. Oktober 1937 eröffnet Das Breslauer Opernhaus die Spielzeit

Spät — aber doch! Das kann die allgemeingültige Parole für diese Betrachtung sein; denn lange währte es, bis die überfällige Umgestaltung des Bühnenhauses der Oper Tatfache wurde, die ja dann ihrerseits die Verzögerung des Spielzeitbeginns notwendig werden ließ.

Spät — aber doch! So hieß es auch, als vor Beginn der vergangenen Spielzeit (1936/37) der Zuschauerraum endlich einer gründlichen Erneuerung unterzogen wurde, die ihm wieder ein seinem Range gemäßes Angesicht verlieh. Wie wichtig es war, bewies der erste Widerhall in Publikumskreisen. Das Theater verlangt Illusion, verlangt Loslösung von der Alltäglichkeit. In erster Linie ist das natürlich Aufgabe des Künstlers, die ihm jedoch durch den Umstand wesentlich erleichtert wird, daß sich der Zuschauer oder Zuhörer im Theater auch im äußerlichen wohl fühlt. Das war erstangig richtungsgebend für den Entschluß, den Umbau des Zuschauerraumes vor der Neugestaltung des Bühnenhauses vorzunehmen.

Die Bühne besitzt die glücklichen Mittel, dem Zuschauer das, was hinter ihr, hinter den Kulissen vorgeht, geschickt zu verbergen. Darauf beruht ein guter Teil ihres Erfolges, ihrer Wirkung. Doch das Publikum ist gleichermaßen mit dem Erwachen des modernen Zeitalters und der magischen Fülle seiner technischen Möglichkeiten in jeder Beziehung verwöhnt, anspruchsvoll und auch helllichtig geworden. An die Illusionskunst der Bühne werden wachsend größere Aufgaben gestellt, deren Erfüllung natürlich nur bei günstigen Vorbedingungen möglich wird. Und diese Vorbedingungen waren bei der Bühne des Breslauer Opernhauses nicht mehr vollauf gegeben; das Fundament war den Strapazen der Zeit nicht mehr gewachsen. Zu den ernsthaften Bedenken der Baupolizei-Behörde trat die Mahnung der Feuerlösch-Polizei, die in dem überalterten, ausgetrockneten Holzkonstruktionsgewirk der Versenkungen mit allen Staubablagerungen eine für den Betrieb bedenkliche Gefahrenquelle erkannt hatte. Nun endlich

wurde der Umbau zur Tat. Die vorige Spielzeit wurde, um Zeit zu gewinnen, bereits Mitte Juni beendet und die Handwerker zogen ein, den Abbruch zu beginnen. Und nun, nach viermonatiger intensiver Arbeit ist es soweit, daß man ausruhen kann: Und neues Leben blüht aus den Ruinen! Aus dem unübersichtlichen Durcheinander hölzerner Stützbalken und Versteifungen in den Vertiefungen ist das nur von wenigen starken, massiven Konstruktionen getragene Fundament des neuen Bühnenhauses entstanden, dessen klare, weite Linie in schöner Formführung Sicherheit in jeder Beziehung gewährleistet.

Spät — aber doch! Nun beginnt ja das Leben am Theater: Die Spielzeit! Es ist ja nicht so, daß das künstlerische Personal des Opernhauses inzwischen derart ausgiebig Ferien gemacht hätte. Schon seit langen Wochen wird in sämtlichen zur Verfügung stehenden Proberäumen unter Einsatz aller Kräfte daran gearbeitet, die Saison abwechslungsreich und würdig beginnen zu können, um die Erwartungen des großen Publikums der Musikbühne nicht zu enttäuschen.

Am 30. Oktober 1937 öffnet die Oper ihre Tore in dem Anlaß entsprechender feierlicher Form: Unter der musikalischen Leitung von Generalmusikdirektor Wüst und in den neuen Bühnenbildern von Professor Wildermann wurde hierfür von Oberspielleiter Heinrich Köhler - Helfrich Wagners „Tristan und Isolde“ neuinszeniert. Gleich am nächsten Abend wird Verdis geniale Oper „Falstaff“ unter der gleichen künstlerischen Leitung des Vorabends seine Aufführung erleben. Zweifellos gehört dieser Verdi zu den allergrößten Kostbarkeiten des gesamten Opernschaffens, gilt er doch als Meisterwerk des großen Italieners. Während Nicolais „Die lustigen Weiber von Windsor“, die ja den gleichen Stoff behandeln, irgendwie doch im romantischen und auch, das kann selbst bei den Qualitäten dieses Werkes gesagt werden, im bürgerlichen stark verankert bleibt, hat Verdi im „Falstaff“ mit dem Einfühlungsvermögen des Genies sich in die Shakespeare'sche Atmosphäre des Original-Vorwurfs einzufühlen verstanden; ja, man kann sagen,

Nicolai verhält sich zu Verdi wie die Schlegel-Thiedtsche Übersetzung zum ursprünglichen Shakespeare. Für jeden, der Musik liebt, bedeutet dieser „Falstaff“ einmaliger Genuß, angefangen von der das ganze Werk durchsonnenden Sprühigkeit vergeistigten Humors, der Vielfalt und Pracht melodischer Einfälle bis zu der beglückenden Erkenntnis der prachtoollen Beherrschung des Ensemble-safes und der Instrumentation. — Als nächste Neuinszenierungen folgen dann Puccinis „Bohème“ (auch in neuer Ausstattung) und Mozarts „Die Gärtnerin aus Liebe“, zwei Werke also, die, bei all ihrer Gegensätzlichkeit, in allen musikalischen Kreisen freudigste Aufnahme finden. Als erste Neuerscheinung der Oper zu Beginn der neuen Spielzeit gelangt Ottmar Gersters „Enoch Arden“ zur Erstaufführung. Den Stoff hat der Librettist K. M. von Levetzow der bekannten, bereits balladesk verarbeiteten Sage entnommen: Enoch Arden, Kapitän der Brig „Annemarie“, treibt die Sehnsucht nach der ferne auf eine Segelfahrt, von der er nicht mehr zurückkommen soll. Zwölf Jahre bleibt er auf einer einsamen Insel in der Südsee verschollen, bis er, endlich gerettet, in die Heimat zurückkehren kann. Dort findet er sein Weib, das er der Obhut des besten Freundes übergeben hatte, als dessen Frau vor, die ihn, den alten Schiffer, nicht mehr wiedererkennt. Um das Glück der Beiden nicht zu stören, beschließt Enoch Arden, sein Leben zu enden. Mit selten glücklichem Gefühl für dramatische Wirk-samkeit haben Dichter und Komponist, letzterer mit trefflicherer Melodieführung und Instrumentation, in dieser Oper, die im Vorjahre in Düsseldorf uraufgeführt wurde, ein Werk geschaffen, daß sich in der deutschen Musikwelt bereits großer Beachtung erfreut. — für den Verlauf der weiteren Spielzeit ist als nächste Neuerscheinung die reizende Oper („für große und kleine Leute“, wie der Komponist sagt!) „Der schwarze Peter“ von Norbert Schulke angekauft worden, während an bekannten Werken u. a. „Elektra“ von Richard Strauss auf dem Aufführungsplan steht. Die Operette wird als erste Aufführung unter der Regie von Oberspielleiter Hans

Juwelier  
Inh.: Ernst Pohl

Heinr. Gumpert

Gartenstr. 65  
neben Capitol

Das seit 1842 in Familienhänden befindliche Fachgeschäft bringt Ihnen auch für das diesjährige Weihnachtsfest eine Fülle edlen, preiswerten Schmuckes aller Art als Geschenk für Ihre Lieben

Besonders reiche Auswahl

finden Sie in

Schlesischem Nephrit

unserem an Farbvarianten so reichen u. schönen Heimatstein

Verarbeitung Ihres Altgoldes in eigener Werkstatt

Echte **Silberbestecke**

sind lieferbar

**Roßdeutscher & Reifig**

Silberwarenfabrik, Breslau 5, Tauentzienplatz 3-4

Herbert Pudor Suppés Operette „Dichter und Bauer“ bringen, deren Milieu und deren zahlreiche, im spannenden Libretto gut gezeichneten Mitwirkende ihr eine große Freundeschar garantiert.

Mit frischen Kräften steht die große Schar der Mitarbeiter zur Sache, die nun den heißen Wunsch haben, sich dem Breslauer Publikum vorzustellen oder, sofern es reengagierte Mitglieder sind, sich ihm wieder zeigen zu können. Denn erst in dem Augen-

blick, wo der Künstler an der Kampe steht, wo der unbeschreibliche Konnex zum Publikum sein suggestives fluidum auf alle Beteiligten ausstrahlt, erst in diesem Augenblick hat sein wirkliches Leben begonnen. Das Leben für den Erfolg beim Publikum! Und wie es scheint, rüstet sich auch der erfreulich große Kreis der Freunde des Opernhauses gern, ihm diesen Erfolg zu beweisen. — Wofür es oft zwar spät, aber nie zu spät ist!

E. R. Härtel.

## Volk und Buch

Das Werk über das „Scharadenspiel“ von **Wolfgang Förster**, erschienen im Verlag Doggenreiter, Potsdam. Preis 1,90 RM.

Das deutsche Laienspiel war seit Jahren langsam aber sicher auf einen Holzweg ohne Ende geraten. Nun ist durch Dr. Wolfgang Förster, den verantwortlichen Volksspielreferenten der R.F., eine scharfe Schneise durch das Gestrüpp geschlagen und zu einem breiten, neuen Weg ausgebaut worden. Es hat wohl seit langem kein Buch gegeben, das so notwendig gebraucht und darum so stark erwartet wurde, wie Försters „Scharadenspiel“-Buch. Er schrieb es aus der praktischen Arbeit heraus für die Praxis. Gerade in der Praxis aber stellte sich das Grundübel unserer bisherigen Spielarbeit heraus, nämlich, daß man gleich richtig spielen — und nicht erst das Spielen lernen wollte. Der Herausgeber eines unserer besten — aber auch schwierigsten Feierspiele zum Beispiel (wir denken an „Truh, Teufel und Tod“) hält gerade dieses schwere Spiel für durchaus geeignet für Anfänger im Volksspiel. Wir sind genau der entgegengesetzten Meinung, nämlich, daß erst einmal „Spielen“ gelernt und unser Alltag durch gefelliges

Spiel im fest vergoldet werden muß, und daß erst dann — ganz am Ende — Spiel als Feier möglich ist.

Das gut gegliederte und tadellos übersichtliche Scharadenbuch Wolfgang Försters geht noch nicht auf das große Spiel aus — das ist Aufgabe einer späteren Schrift —, sondern fängt ganz von vorn, von Grund auf, an und führt uns musterhaft klar in das kleine ABC des Laienspiels, das heißt in das Handwerk einer sauberen Spieltechnik, ein. Es gehört daher unbedingt in die Hand jedes praktischen Volkstumsarbeiters. Denn Laienspiel soll ja nicht Angelegenheit weniger Spielscharen, sondern allgemein verbreitet, also „Volksspiel“ sein. Als Brauch müßte es wie das Gemeinschaftsingen und -musizieren das Leben des Alltags verklärend, bestätigend oder auch verulkend begleiten.

Welchen Weg müssen wir nun gehen, um das Spiel zu einem lebendigen Brauch in unserer Werk- oder Dorfgemeinschaft zu machen? Überall werden sich Jungen und Mädchen finden, die Lust zum Spielen haben. Einer wird gleich die Sache richtig in die Hand nehmen. Denn bald werden richtiggehende Aufträge der Gemeinschaft vorliegen, etwa die Gestaltung eines Umzuges

Seidenstoffe + Wollstoffe + Samte

Die schönen



Modestoffe

Schweidnitzer Str. 1, am Ring

oder eines Dorfabends. Mit der Zeit wird man sogar Stücke spielen wollen, jedoch gerade hier wird sich die Not der augenblicklichen Lage zeigen, daß man eigentlich noch gar nicht „spielen“ kann. Da eröffnet sich nun im Scharadenpiel ein überaus verheißungsvoller Ausweg. Ein Ausweg, der mehr Spielfreude und Begeisterung auslöst, als man sich träumen läßt. Beim handwerksmäßigen „Scharadenstellen“ (in Norddeutschland „Faxentaten“ genannt) lernt man spielend alle Regeln anwenden — die jeder Fußballspieler zum Fußballspiel ja auch einmal gelernt hat —, die man dann zum großen Spiel braucht. Bei einer ausgebildeten Scharaden-Kultur ist es dann nicht mehr nötig, daß man bei jedem Spiel von vorne anfangen muß. Es sind — spielend erworbene — Grundlagen da, die ein Erlahmen der Spiellust von vornherein ausschließen. So bedeutet das neue Werkbuch einen wichtigen Einschnitt in der Geschichte des deutschen Volksspiels: Von nun an wird es kein Laienspiel mehr ohne die Vorübung des Scharadenspiels geben.

Was ist nun überhaupt eine Scharade? Ein Rätsel, das nicht in Worten, sondern dadurch aufgegeben wird, daß man stumme oder Sprechszenen darstellt. Das zu ratende Wort zerlegen wir in bildgerechte Bestandteile und spielen diese. Die so gespielte Kette von Sinn-Bildern fügt sich dann zu überraschendem, neuem Sinn zusammen. So ergeben die zwei Aufführungen von „Kraub“ und „Ritter“ den inzwischen zu seltener Berühmtheit gelangten „Kraubritter“, und die drei Aufführungen von „Jacke“, „Tanz“ und „Zug“ einen hochfeudalen „Jacketanzug“. Daß wir einen „Langstreckenläufer“ (als „L“, „Pngst“ und „Läufer“) starten, einen „Berufswettkampf“, einen „Kathhausturm“, den „Datikan“, „Korfantys Kuh“ und die „Sanktionisten“ (als „Sang“ und „Zionisten“) spielen können, wird uns nun nicht mehr verwundern. Gerade was politische und

Zeitfatire anbelangt, können wir unserer Spielfreude freien Lauf lassen.

Wir können hier natürlich nur einen kleinen Vorgeschmack geben von dem, was in Wolfgang Försters Werkbuch noch auf den „Fachmann“ wartet. Es ist eine richtige Fundgrube für Anregungen aller Art, ganz gleich, ob für Heim- oder Elternabend, Lager oder Fahrt, Schul-, Dorf- oder Werkfestlichkeiten. Nur muß eben mutig ans Werk gegangen werden. Und wir werden staunen, wie schöpferisch wir mit einem Male sind, wieviel neue Scharaden uns einfallen, wenn nur der Stein einmal ins Rollen gekommen ist. Daß wir daneben auch wieder gedruckte Stücke aufführen, dahin bringt uns die Entwicklung ganz von selbst. Nur werden wir auf einmal feststellen, daß so ein fertiges Stück — gerade wie ein Rock von der Stange — hier zu eng ist und da nicht paßt, und werden kurzerhand zur Schere greifen und es uns auf den Leib zurechtschneiden. Und dann wird auch eines Tages der Augenblick kommen, wo wir uns zusammensetzen und ein eigenes Stück bauen.

Aber wir wollen trotzdem nicht in den alten Fehler verfallen und den dritten Schritt vor dem ersten tun. Für uns gilt es erst einmal, die Stufe des Spiels zu erklettern, auf der wir es zu unserem lebendigen Brauchtum machen. Den praktischen Weg hierzu weist das neue Werkbuch, dessen einfacher Titel „Das Scharadenpiel“ mehr verbirgt, als wir ahnen. Denn nichts Geringeres gelang hier: als Grundlegung und Aufbau des Spiels zu einer neuen Volkskunst!

Kurt Speth.

#### Geschäftliches

(außer Verantwortung der Schriftleitung)

Der heutigen Gesamtauflage liegt ein Prospekt der Firma K i e n a s t — S c h u h h a u s, Ohlauer Straße 5/6 bei, auf den wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

## Alfred Fritzsche

## Leihbibliothek

Verlangen Sie meinen Katalog!

Buchhandlung · Tiergartenstraße 23

Scheitniger Stern, Fernruf 469 65

Ständige Aufnahme von Neuerscheinungen  
NS.-Schrifttum, Romane, Biographien, Reise-  
beschreibungen — Abonnements (auch nach  
auswärts) — **Eintritt jederzeit!**  
Einzelbücher ab 20 Pfennig pro Woche